

BIFOLIEN.

Von

Johann Gabriel Seidl.

Zweite, vermehrte Auflage.

Wien.

Pfautsch & Compagnie.

1841.

Seiner

Kaiserlichen Hoheit,

dem

durchlauchtigsten Prinzen und Herrn

Johann Baptist,

Erzherzoge von Oesterreich!

Zum zweiten Mahle nah' ich **Dir** befangen
Mit einem Strauße, der **Dir** längst bekannt:
Du hast ihn einmahl huldreich schon empfangen,
O nimm ihn wieder hin aus meiner Hand!

Noch hab' ich Manches mit darein gebunden,
Was auch entkeimt ist jener Alpenflur,
Auf der **Du** selbst **Dich** heimisch oft gefunden,
Und welche segnet **Deines** Wirkens Spur.

Nun tret' ich zwar der Heimat Boden wieder,
Doch dankend schaut mein Aug' in's Land zurück,
Wo sich die scheue Muse meiner Lieder
Ermuthigt sah durch **Deinen** milden Blick.

Sie kann sich von den Bergen noch nicht trennen,
Von denen oft **Du** schaust in's Land hinein,
Und darf sie huld'gend **Deinen** Namen nennen,
So wird ihr wohl, so glaubt sie dort zu seyn.

(Wien, am 20. Jänner 1841.)



(*Scylla bifolia.*)

Zwei Blätter an einem Stiele,
Das ist der Bifolien Art;
So ist mit dem epischen Blättchen
Hier immer ein lyrisch gepaart.

„Gut! — Aber wo ist die Blüte?“
Wirft wohl ein Kenner mir ein;
Die Blüte soll die Empfindung,
Die draus Euch anspricht, seyn!

Erste Lese.

Es hat mich oft schon tief gekränkt,
Und oft mich wieder erhoben,
Daß eben, was Einer tadelnd verwarf,
Die Anderen rühmend loben!

I.

Das Glöcklein des Glückes.

Der König lag am Tode, da rief er seinen Sohn;
Er nahm ihn bei den Händen und wies ihm auf den Thron:
„Mein Sohn,“ so sprach er zitternd, — „mein Sohn, den laß' ich dir;
„Doch nimm mit meiner Krone noch dies mein Wort von mir:

„Du denkst dir wohl die Erde noch als ein Haus der Lust;
„Mein Sohn, das ist nicht also, — sei dessen früh bewußt!
„Nach Eimern zählt das Unglück, nach Tropfen zählt das Glück; —
„Ich geb' in tausend Eimern zwei Tropfen kaum zurück!“

Der König spricht's und scheidet. — Der Sohn begriff ihn nicht:
Er sieht noch rosenfarben die Welt, im Maienlicht.
Zu Throne sitzt er lächelnd, beweisen will er's klar,
Wie sehr getäuscht sein Vater von düstrem Geiste war.

Und auf das Dach des Hauses, grad über seinen Saal,
Worin er schläft und sinnet und sitzt am frohen Mahl,
Läßt er ein Glöcklein hängen von hellem Silberklang,
Das läutet, wie er unten nur leise rührt den Strang.

Den aber will er rühren (so thut er's kund im Land),
So oft er sich recht glücklich in seinem Sinn empfand;
Und traun! zu wissen glaubt er's, — da wird kein Tag entflieh'n,
An dem er nicht mit Rechten das Glöcklein dürfte zieh'n.

Und Tag' um Tage heben ihr rosig Haupt empor,
Doch abends, wenn sie's senken, trägt's einen Trauerflor.
Oft langt er nach dem Seile, das Auge klar und licht: —
Da zuckt ihm was durch's Inn're, das Seil berührt er nicht.

Einst tritt er, voll des Glückes erhörter Freundschaft, hin:
„Ausläuten," ruft er, „will ich's, wie hoch beglückt ich bin!"
Da keucht ein Bot' in's Zimmer, der's minder spricht, als weint:
„„Herr, den Du Freund geheißen, verrieth Dich, wie ein — Feind!""

Einst fliegt er, voll des Glückes erhörter Lieb', herein;
„Mein Glück, mein Glück," so ruft er, „muß ausgeläutet seyn!"
Da kommt sein blasser Kanzler und murmelt bang und scheu:
„„Herr, blüht denn auch dem König hienieden keine Treu'?""

Der König mag's verwinden, er hat ja noch sein Land
Und einen vollen Säckel und eine mächt'ge Hand;
Er hat noch grüne Felder, noch Wiesen voll von Duft,
Und drauf den Fleiß der Menschen und drüber Gottes Luft!

Zu seinem Fenster tritt er, sieht nieder, sieht hinaus,
Und Wiege seines Glückes bedünkt ihn jedes Haus.
Zum Seil hin eilt er glühend, will zieh'n, will läuten — sieh!
Da stürmt's herein zum Saale, da fällt's vor ihm auf's Knie.

„Herr König, siehst Du drüben den Rauch, den Brand, den Strahl?
„So rauchen uns're Hütten, so blitzt der Nachbarn Stahl!"
„„Ha, freche Räuber!"" donnert der Fürst in wildem Glüh'n,
Und statt des Glöckleins muß er sein rächend Eisen zieh'n.

Schon bleichen seine Haare, vor Dulden wird er schwach,
Und stets noch schwieg das Glöcklein auf seines Hauses Dach.
Und wenn's auch oft, wie Freude, sich auf die Wang' ihm drängt,
Er denkt kaum mehr des Glöckleins, das er hinaufgehängt. —

Doch als er nun, zu sterben, in seinem Stuhle saß,
Da hört' er vor dem Fenster Geschluchz ohn' Unterlaß.
„Was soll das?" fragt er leise den Kanzler, „sprich's nur aus!" —
„„Ach, Herr, der Vater scheidet, — die Kinder steh'n vor'm Haus!"" —

„Herein mit meinen Kindern! — Und war man mir denn gut?" —
„„Stünd', Herr, zu Kauf ein Leben: sie kauften Dein's mit Blut!""
Da wogt's auch schon zum Saale gedämpften Schritt's herein,
Und will ihn nochmahl segnen, ihm nochmahl nahe seyn.

„Ihr liebt mich also, Kinder?“ — Und tausend weinen:
„„Ja!““ —
Der König hört's, erhebt sich, steht wie ein Heil'ger da;
Sieht auf zu Gott, zur Decke, langt nach dem Seile stumm,
Thut einen Riß, — es läutet, — und lächelnd sinkt er um.

Mein Glück.

Sagt, wo sind sie jene Stunden,
Und wer hat sie weggebannt,
Wo ich, frei und ungebunden,
Noch vor Glück kein Glück gekannt?
Wo mir, als ein Wonnebringer
Noch der Strom der Jahre rann,
Wo mir noch der Freude Finger
Freundlich jeden Faden spann?

Wie ein Hain der Hesperiden
Lag die Welt vor meinem Blick:
Alle Blumen blühten Frieden,
Alle Bäume trugen Glück.
Da bedurft' es nicht des Pflückens,
Nicht der Sorge, nicht der Wahl:
Denn die Äste, trauten Nickens,
Boten selbst das leck're Mahl.

Doch wie frei ich war von Schranken,
Leere war der Freiheit Frucht;
Mein Genießen war ein Schwanken,
Und mein Leben eine Flucht.

Wahrlich schöner ist's, zu leben
In der Wehmuth stillem Hain,
Als auf Rosen hinzuschweben,
Ohne sich's bewußt zu seyn!

Doch um nimmer zu erscheinen,
Schwand nun jener goldne Tand,
Und ich weiß nicht, soll ich weinen,
Oder lächeln, daß er schwand?!
Andre Sterne sind erschienen,
Und umleuchten meine Bahn,
Und es sieht mit andren Mienen
Eine neue Welt mich an.

Auf das bunte Lustgewimmel
Sank ein leiser Nebelhauch,
Ferner steh'n mir Erd' und Himmel,
Ferner, aber höher auch.
Meine sonst so freie Seele
Liegt in Banden, die sie liebt,
Und wie sehr sie's auch verhehle,
Sucht sie doch, was sie betrübt.

„Sprich! Du leidest?“ sagen Alle,
Die so still mich wallen seh'n,
Und doch glaub' ich, wie ich walle,
Mir sei nie so wohl gescheh'n!

Mit der Wehmuth leisem Lächeln
Malt die Trauer mein Gesicht.
Und der Freude laues Fächeln
Rührt mich, doch berauscht mich nicht.

Und so kommt's denn auch allmählig,
Und ich fühl' es tief und klar:
Seit ich's nicht bin, bin ich selig,
Und war's nicht, so lang ich's war.
Ja dies Bluten ohne Wunde,
Der emporgeschlagne Blick,
Dieser Ernst in froher Stunde,
Dieses Unglück ist — mein Glück!

II.

Der Nachtwandler.

„So hörst du nicht, so fühlst du nicht,
„Du glühend Bild von Stein?
„Und soll ich denn in banger Qual,
„So ganz verloren seyn?

„O könnt' ich eines Blickes nur
„Gedenken, den du gabst!
„Wär's nur ein Laut, womit du mir
„Die arme Seele labst!

„Nur einmahl, süßer heil'ger Mund,
„Sprich meinen Namen aus!
„Schick' ihn nur einmahl still und scheu
„Zu solcher Pfort' heraus!"

Der Jüngling fleht, und Thränen zieh'n
Als stumme Bitter nach,
Um Spiegel dessen ihm zu seyn,
Was seine Zunge sprach.

Allein die Jungfrau hört ihn nicht,
Sie läßt ihm seinen Dorn:
Gesät in seines Lebens Riß
Hat sie ihr Siegeskorn.

Wenn nun der Leiden stiller Freund,
Der Mond, aus Wolken steigt,
Und seine Silberstirne sanft
Zu jedem Dulder neigt;

Dann hebt denn unser Dulder auch
Sein schweres Haupt empor,
Und schaut den stillen Freund sich an
Und klagt, was er verlor;

Daß er ein junges Herz verlor,
Ein Herz voll Kraft und Glut,
So fessellos, so ungebeugt,
So ruhig und so gut;

Daß er ein Herz sich nehmen ließ,
Und kein's dafür bekam,
Und daß er nun sich ohne Herz
Verzehren müßt' in Gram.

So klagt er ihm, so schaut er ihm
In's Auge klar und rein,
Und saugt das Silber seines Blick's
Mit durst'ger Sehnsucht ein.

So steht er noch und schaut empor,
Wenn längst der Mond entschwand,
Und geht und hat geschlossen noch
Sein Aug' empor gewandt.

Und inn'ger starrt er jede Nacht
Den stillen Freund sich an,
Als wollt' er nicht mehr bloß ihn seh'n,
Als wollt' er ihm auch nah'n.

Schon hält nicht mehr die Kammer ihn,
Er muß hinaus, hinauf,
Wo's glimmt und glänzt wie Eiskrystall,
Hinan zum Bergesknauf;

Hinan und höher stets hinan
Zur schroffen Felsenwart',
Wo schon der Schwindel den erdrückt,
Der keck hinunter starrt.

Und also stürmt er wieder grad
Den Zackensteg empor,
Da wandelt seines Irrwahn's Quell,
Die Jungfrau, vor das Thor.

Sie sieht, — erkennt ihn, — starrt ihm nach,
Er steht am Felsen knapp; —
Entsetzt beim Namen ruft sie ihn, —
Er hört's, — und stürzt hinab. —

Nie sprach sie seinen Namen aus,
So lang er jung und roth,
Und nun sie's that zum ersten Mahl,
Da bracht' es ihm den Tod.

Verschiedener Eindruck.

Da klagt es durch die Nacht herüber,
Ein weicher, schmelzender Gesang;
Wohl Jeder spräch': Es ist ein trüber,
Ich sag': Es ist ein heit'rer Klang!

Es zittert zwar in Moll=Akkorden,
So bang und klagend, wie es scheint,
Gleich Thränen, die zum Ton geworden
Das Auge kühlen, das sie weint;

Ich aber finde doch sie heiter,
Nur Wonnen rufen mir sie wach;
Ich lausch' und sinn' und sinne weiter, —
Und sinne nicht vergebens nach.

Es waren eben diese Klänge,
Die Sterne schienen hell, wie heut',
Und hatten auf die Laubengänge,
Wie jetzt, ihr Silber ausgestreut.

Da stand ich unter Blütenbäumen,
Und harrte liebebang auf sie;
Und plötzlich in den stillen Räumen
Erklang dieselbe Melodie.

Da kam sie, — flog mir heiß entgegen,
Bei diesen Tönen schwor sie mir; —
Es war ein Augenblick voll Segen,
Bei diesen Tönen schwor ich ihr!

Die düstern Moll-Akkorde klangen
Uns wie das hellste Lied der Lust,
Und faßten Wurzel und verschlangen
Sich mit dem Leben unsrer Brust.

Darum wenn durch die Nacht herüber
So klagend zittert der Gesang,
Und dünkt' er Jedem gleich ein trüber,
So dünkt' er uns ein heitrer Klang.

Zum zweiten Mahle nah' ich **Dir** befangen
Mit einem Strauße, der **Dir** längst bekannt:
Du hast ihn einmahl huldreich schon empfangen,
O nimm ihn wieder hin aus meiner Hand!

Noch hab' ich Manches mit darein gebunden,
Was auch entkeimt ist jener Alpenflur,
Auf der **Du** selbst **Dich** heimisch oft gefunden,
Und welche segnet **Deines** Wirkens Spur.

Nun tret' ich zwar der Heimat Boden wieder,
Doch dankend schaut mein Aug' in's Land zurück,
Wo sich die scheue Muse meiner Lieder
Ermuthigt sah durch **Deinen** milden Blick.

„„Ein Krüglein, schön gegossen aus Golde fein und schwer,
„„Besetzt mit Demanttropfen, — nur weine mir nicht mehr!““

„Behaltet Euer Krüglein, — es ist nicht um den Krug!“
Sie sprach's, und fühlt' an's Herzchen, das ungeduldig schlug.

„„Nur ruhig!““ sprach der Grundherr und küßte sie gerührt,
„„Du sollst das Grundstück haben, das zu dem Brunnen führt.

„„Und hart am Brunnen bau' ich ein Haus dir rein und licht,
„„Damit dir auf dem Wege kein Krüglein mehr zerbricht!““

„Behaltet Haus und Garten, — nicht Garten ist's, — nicht Haus.“ —
Sie will noch etwas sagen und findet's nicht heraus.

„„Nur ruhig!““ ruft der Grundherr, — „„nimm für dein Krüglein — mich!
„„Und brauchst du wieder Wasser, — sag' mir's, so schöpf' es — ich!

„„Laß diesen Krug zerbrochen, — wenn nur das Herz nicht brach!““
Das Mägdlein sank dem Junker an's Herz mit leisem: „Ach!“

Die Veilchen-Leiche.

Wir saßen in der Laube
So selig Hand in Hand;
Da lag zu unsren Füßen
Ein Veilchen in dem Sand.

Wir sah'n es sinnend liegen,
Da sagtest du zu mir:
„Komm, laß es uns begraben,
„Das arme Veilchen hier!“

Und in dem Sande gruben
Wir ihm ein kleines Grab,
Und legten mit einander
Die Veilchenleich' hinab.

Und deckten sie mit Rasen
Und frischen Blättern zu,
Und sprachen ernst und sinnig:
„Da, Veilchen, lieg' und ruh'!“

Nun hab' ich ihn begriffen
Den ersten Leichenscherz:
Er ward zur Vorbedeutung
Für unser eignes Herz.

Denn so wie wir das Veilchen
Verscharrt am stillen Ort,
Begruben wir nach Monden
Auch — unsre Liebe dort!

IV.

Die Thräne.

In dunkler Kammer saß ein Mann
An schwarzbehängtem Tische;
Der prüfte grübelnd, dacht' und sann,
Wie er die Säfte mische.

Metall und Säure, Salz und Stein
Zersetzt er in Phiolen,
Verbindet, gießet aus und ein,
Stellt's über Eis und Kohlen.

Zusammenrafft er, was er kennt,
Und treibt's in düstrem Schweigen;
Das, — was man eine Thräne nennt,
Will er durch Kunst erzeugen;

Erzeugen eine Thrän', — ein Naß,
So wohlfeil in dem Auge!
Er mischt und mengt ohn' Unterlaß,
Versucht's mit Dampf und Lauge.

Geschmolzner Demant scheint's ihm bald,
Bald Wasser im Krystalle; —
Doch ist der Demant hart und kalt,
Der Tropf' erlischt im Falle.

Kein Feuer ist's — der Funke brennt,
Die Thränen aber kühlen.
Es ist kein andres Element,
Kein Element kann fühlen.

Es ist nicht lebend, ist nicht todt,
Die Thräne lebt im Werden,
Doch kaum daß sie zur Schau sich bot,
So fällt sie todt zur Erden.

Sie ist ein Kind der Harmonie,
Ein Kind des Widerstrebens. —
Das ganze Reich der Alchymie
Durchforscht der Mann vergebens.

Da springt er auf von seinem Sitz
Und wandelt in das Freie,
Verschwört Erfindung, Kunst und Witz,
Und spürt Verdruß und Reue.

Doch wie er wandelt, wie er geht,
Da wird es eben Abend;
Sein lang entbehrter Odem weht
Um's Haupt ihm mild und labend.

Die Sonne steigt hinab in's Meer,
Daß alle Wellen blitzen,
Und aus der Brandung rings umher
Viel helle Thränen spritzen.

Die Blumen wiegen Blüt' und Blatt,
Wie voll geheimem Sehnen,
Und jedes Knospenäuglein hat
Viel hundert helle Thränen.

Und Menschen steh'n und wandeln stumm
In wehmuthheitrem Bangen,
Und schau'n beseligt um und um,
Mit Thränen auf den Wangen. —

Da greift's wohl auch dem Mann in's Herz,
Wie er es nie empfunden,
Er fühlt sich wie vom bangen Schmerz
Erleichtert und entbunden.

Der Kehl' aus tiefster Brust, von da
Dem Antlitz, dem entglühten,
Von da den Augen tritt es nah,
Er kann es nicht verhüten. —

Es flimmt vor ihm, — er hält die Hand
Vor's Auge, — Thränen sind es.
Was keine Kunst, kein Mühen fand,
Ein reicher Strom nun rinnt es.

Und neu geschaffen, inniglich
Fühlt er es, süßbeklommen:
Nicht machen läßt die Thräne sich,
Von selber muß sie kommen.

Die Thränen der Liebe.

Die heimlichen Thränen der Liebe
Sie gleichen, im Stillen verwischt,
Der sympathetischen Tinte,
Die schnell nach dem Schreiben erlischt.

Ein Blättchen mit ihr so beschrieben,
Fliegt arglos und sicher dahin,
Und nur dem Geweihten verräth es
Der Liebe lieblichsten Sinn.

Er hält es über die Flammen,
Da färbt sich's, gewinnet Gestalt,
Und spricht vom Herzen zum Herzen
Mit räthselhafter Gewalt.

So ist's mit den Thränen der Liebe, —
Sie netzen die Wange so leis,
Daß, wie sie verrollt und vertrocknet,
Kein Ungeweihter es weiß.

Jedoch in der Nähe von Herzen,
Die wärmer und inniger glüh'n,
Da sieht man es bald auf den Wangen
Wie magische Röslein erblüh'n.

Da liest der Geweihtere deutlich
Die Spuren von Leid und von Lust,
Und findet im stillen Erröthen
Den Schlüssel zum Räthsel der Brust.

Mit Thränen beschreibt so die Liebe
Der Wangen verschwiegenes Blatt:
Denn nur die Liebe kann lesen,
Was Liebe geschrieben hat.

V.

Ännchen von Tharau.

Zur Pastors-Tochter, Ännchen von Tharau, in's Gemach
Trat einst zur Morgenstunde der Dichter Simon Dach.
Sie stand am Gartenpförtchen vor einem Marmortisch,
Und auf dem Tisch ein Körbchen mit Blumen bunt und frisch.

Sie hatt' ein seiden Mieder voll buntem Zierat an,
Ein blauer Sapphir glänzte bedeutsam vorne dran;
Doch ihren dunklen Locken, der Zeit zuvor geschmückt,
War gar ein herzig Kränzlein von Astern aufgedrückt.

Ein Perlenarmband küßte das weiße Handgelenk:
So stand sie lächelnd, einzig nur ihres Schmuck's gedenk.
Und hinten durch das Gitter kam leise Simon Dach,
Schlich hin, besah sie schweigend und seufzte tief und sprach:

„Mein Ännchen, lächelnd stehst du, dein Reiz ist deine Welt,
„Du dünkst dich wie die Blumen, so du als Zier bestellt;
„Du freust dich, daß die Wangen dir wie die Rosen blüh'n;
„Daß deine lieben Augen wie helle Sterne glüh'n.

„Du bist mit deinen Locken vorausgeeilt der Zeit,
„Und daß man drum dich ansieht, das ist es, was dich freut,
„Ein Sapphir schmückt dein Mieder, den dir ein Andrer gab,
„Das ist's nun, was ich freilich dir nicht zu geben hab'.

„An deinem Händchen schimmert ein buntes Perlenband,
„Das dir mein Nebenbuhler, um mich zu höhnen, wand.
„O Ännchen, einst mein Schätzchen, mein Schäfchen und mein Huhn,
„Thu, was dein Herz gelüstet, — doch glaubst du recht zu thun?

„Der mir dein Herz entwendet, ist reich — und das ist viel,
„Er gibt dir Perl' und Sapphir und Gold und Modespiel;
„Doch Perl' und Stein erblindet, und Gold ist ungetreu,
„Und mit den Reizen ist auch das Modespiel vorbei.

„Ich bin ein armer Dichter, heiß' aber Simon Dach,
„Und wohl durch hundert Jahre klingt noch mein Name nach;
„Und Ännchen heißt das Mädchen, so sich der Dach erseh'n,
„Und mit ihm wird sein Ännchen durch hundert Jahre geh'n

„Laß uns mitsammen wandern durch Deutschlands Süd und Nord,
„Wohin wir immer kommen, — ich adle dir den Ort.
„Das Leid durch's Lied gemildert ist nur Verknotigung,
„Und Lieb' und Leben machen uns noch als Greise jung.

„Und wenn ich, Ännchen, sterbe, sei mir nicht nachgeklagt,
„Daß man die Wittib wegwirft wie eine Bettelmagd;
„Dann sollst du erst erfahren, was doch dein Simon galt:
„Denn erst im Tode wird ja uns Dichtern abgezahlt.

„Dann setzt man uns die Steine, die man als Brot uns gab,
„Mit reuigem Bekenntniß als Denkmahl auf das Grab;
„Dann gilt dir jedes Briefchen, das ich dir schrieb, für Gold,
„Und die den Mann beneidet, sind dann dem Weibchen hold.

„Dann fragen dich die Mädchen, wie denn ein Dichter liebt,
„Und ob er denn auch wirklich, was er besang, geübt?
„Und wo du gehst, da flistert's in frommer Scheu dir nach:
„Das Ännchen ist's von Tharau, das Weib des Simon Dach!"

So spricht zu seinem Ännchen der Dichter tief erregt,
Und wähnt, dieweil sie weinet, auch ihre Brust bewegt;
Doch kaum, daß er gegangen, lacht sie mit eitlem Sinn,
Und gibt sich treuvergessen dem reichen Freier hin.

Doch Simon Dach verbleibt ihr getreu bis in den Tod,
In Lieder nur ergießt er des Herzens herbe Noth.
Und daß noch jetzt des Ännchens von Tharau wird gedacht,
Hat nicht das Gold des Reichen, — hat Simon's Lied gemacht.

Dichterloos.

In Gesellschaft war ich neulich,
Und in feiner noch dazu,
Man empfing mich höchst erfreulich,
Lobt' und pries mich ohne Ruh':

„Über Ihre schönen Verse!
„Ach, Ihr jüngstes Klinggedicht!
„Traun! um eine volle Börse
„Glückte solch' ein Stück mir nicht.

„Sie sind wahrlich zu beneiden,
„Gott hat Sie doch recht geliebt,
„Daß er Ihnen Leid und Freuden
„Also zu verschönern gibt!

„Kein Begebniß geht vorüber,
„Das Ihr Geist nicht groß erfaßt; —
„Und die goldnen Berge drüber,
„Sagt man gleich, daß ihr sie haßt!“

Also klang es mir entgegen;
Und gewähren ließ ich sie,
Zürnend dem verkehrten Segen,
Den die neid'sche Kunst mir lieh.

Mit bescheidnen ernsten Mienen
Dankt' ich, sprach ich, beugt' ich aus;
Doch sie glaubten mir zu dienen,
Wänden sie mir Strauß um Strauß:

„Ach! und in den Minneliedern,
„Die Sie kargend hingestreut,
„Welch natürliches Zergliedern
„Der verliebten Seligkeit!

„Traun! wer Sie nicht kennt, der meinte,
„Daß Sie wirklich Flammen sprüh'n,
„Daß Ihr Auge wirklich weinte,
„Ihre Pulse wirklich glüh'n!

„Daß dieß Mädchen, das wir lieben,
„Weil Sie's lieben, leb' und sei,
„Daß Sie wirklich ihm verschrieben,
„Daß Sie wirklich nimmer frei.

„Ei! wie doch die Dichter lügen,
„Glauben machen, was nicht ist,
„Und uns mit der Wahrheit Zügen
„Lockend schmücken ihre List!“ —

Also mußt' ich sie vernehmen,
Und nicht länger hielt ich's aus;
War es Unmuth, war es Grämen,
Doch es trieb mich aus dem Haus.

Trieb mich fort, hinaus in's Freie,
Wo mich Gott nur hört und ich. —
Thor! so rief ich, das die Weihe?
Und noch immer täusch' ich mich?

Was ich so, so warm gesungen,
Wenn so warm nicht, doch so wahr,
Schilt man Modehuldigungen,
Die die Eitelkeit gebar?! —

Lieder, Tropfen meines Blutes,
Theile meiner Wesenheit,
Pfänder meines Jugendmuthes,
Zeugen meiner Seligkeit;

Lieder, die ich für die Eine,
Die mein Herz allein bekennt,
Rückzulegen dacht' als Steine
Für ihr einstig Monument;

Die ich, wenn ich eher sterbe,
Als ich in ihr aufgelebt,
Aufzusammeln dacht' als Erbe,
Das man nicht mit mir begräbt;

Diesen Liedern, armer Sänger,
Hält die Welt ein solch Gericht?! —
Haltet ein, ihr Herrn, nicht länger!
Nennt sie schlecht, — nur Lüge nicht!

VI.

Das Todtenlichtlein.

Am Allerseelentage da sind
Die Gräber von Lichtlein umglänzt,
Mit Blumen des Herbstes spielet der Wind,
Womit man die Kreuze bekränzt.

Und sinnende Menschen knieen entlang,
Die Augen von Thränen umflort,
Vom Chor erdröhnt es im Orgelklang:
„Bedenket, was ihr verlort!“ —

Und Mägdlein, was verlorst denn du?
Kein Grab, kein Kreuz ist nah;
Und du kniest doch voll ernster Ruh'
Abseit von den Gräbern da.

Ein rosenfarbenes Lichtlein brennst
Du, weinend seufzend an;
Sprich, wer ist's, den du gestorben nennst,
Damit man dich trösten kann!?

Ruht dir der Vater im kühlen Moos? —
„Er freut sich des Lebens noch sehr!“ —
Ruht dir die Mutter im Erdenschooß? —
„Noch wandelt sie rührig umher!“

So ruht dir ein Bruder oder ein Freund
Tief unten im modernden Schrein? —
„Nicht Schwester, nicht Bruder hab' ich beweint: —
„Ich war ja immer allein!

„Der Eine, mit dem ich's auf dieser Welt
„Am besten mein' —, auch er —
„Er wandelt, vor Allen gar wohl bestellt,
„Gar fröhlich im Leben umher.

„Er ist so munter, er ist so froh,
„Er ist vom Grabe noch weit,
„Er schwebt — ach! könnt' er es immer so, —
„Im Taumel der Seligkeit!

„Ich aber, weil ich's nicht ändern kann,
„Knie' hier in seligem Schmerz,
„Und brenne weinend mein Lichtlein an
„Für ein mir gestorbenes Herz!“

Dorf und Kirchhof.

Was seh' ich hier? — Ein Dorf? — Nein, nein!
In diesen schmalen Klausen,
Um die sich Wind und Wetter zankt,
Wie? — sollten Menschen hausen?

Dieß Holzgeripp mit Fleisch aus Schlamm,
Mit stumpfem Gram im Herzen,
Das wollte gelten für ein Haus,
Bewohnt von Glück und Scherzen?

Der Fleiß, der frohe Jugendsinn,
Die Liebeslust, der Segen,
Sie könnten auch in solcher Haft
Gedeih'n und sich bewegen?

Und doch — man leibt und lebt und liebt
Auch unter Halmendächern,
Auch in den Särgen dieses Dorf's.
Wie in der Stadt Gemächern.

Doch seltsam! -- wenn ich hier mich weg,
Und da hinüberwende, —
Ein stiller Friedhof lehnt sich dort
An dieses Dorfes Ende.

Bezeichneten die Kreuze nicht,
Welch eine Saat er trage,
Man hielt' ihn für ein üppig Feld
Von einfach schöner Lage.

Getreideswellen ähnlich bläh'n
Sich seine grünen Hügel,
Und durch die hohen Halme weh'n
Des Westes leise Flügel.

Er hat kein Thor; wozu nur wär's?
Den Weg hin finden Alle;
Ein Kreuzdornzaun genügt; — wer schleicht
Sich fort aus dieser Halle?

Er hat kein Dach; — der Blick hinauf
Ist Allen unbenommen,
Und was von oben kommen will,
Das möge freundlich kommen!

Wenn man den Kirchhof und das Dorf
Zusammen so beschauet,
Wer sehnte sich nach jenem nicht,
Indeß vor dem ihm grauet?

Wie sind die guten Lebenden
Doch dort so schlecht begraben,
Indeß die lieben Todten hier
Das schönste Leben haben?!

VII.

Der Älpler.

„Leb' wohl, mein Weib! Leb' wohl, mein Kind!
„Ich muß hinaus, zu jagen!
„Die Sonne scheint recht mild, der Wind
„Ist lau und lind,
„Wie nicht seit langen Tagen.
„Benützt will solch ein Wetter seyn:
„Es ist nicht täglich Sonnenschein;
„Vielleicht daß wir die Strahlen
„Mit langer Nacht bezahlen!"

Der Älpler Rudi spricht's und nimmt
Gewehr und Rock und Tasche,
Geht, ruft von fern noch weichgestimmt,
Enteilt und klimmt,
Ob er kein Wild erhasche;
Allein die Gemslein, sonst so keck,
Ruh'n heute, scheint's, im Felsversteck,
Und lassen lang ihn steigen,
Bis sie sich neckend zeigen.

Resli, sein Weib, indeß zu Haus
Hört seinen Ruf verhallen,
Blickt zag zum Fensterlein hinaus,
Das bunt und kraus
Umstarrt von Eiskrystallen;
Und wie sie nimmer ihn erblickt,
Fühlt sie sich wunderbar bedrückt,
Und hält mit innrem Bangen
Den kleinen Sohn umfangen.

Da rieselt's plötzlich, rauscht und braust,
Wie von der Furka Gipfel;
Sie eilt zum Fenster hin, ihr graust; —
So heult und saust
Kein Föhn durch kahle Wipfel.
Hilf, Gott! Es ist der Lauwe Macht,
Die nimmer rieselt, die schon kracht,
Schon donnert, schon entzügelt
Vom Horn herunterflügelt.

Sie fleht nicht mehr, faßt nur den Sohn,
Sinkt nur in's Knie, vernichtet;
Da bricht's herein im Wetterton
Und deckt sie schon
Mit Nacht, die nichts mehr lichtet. — —

Es ist vorbei, der Aufruhr schweigt,
Und regenbogenfarbig steigt,
Als wäre nichts geschehen,
Der Schneestaub in die Höhen. — —

Schon blickt aus leichtgewölktem Blau
Der erste Stern hernieder;
Da kehrt, umdampft vom Nebelgrau,
Zu Kind und Frau
Der Alpenjäger wieder.
Ein Gemslein auf der Schulter, geht
Und klimmt er, hält oft an und steht,
Und weiß ein banges Ringen
Im Herzen nicht zu zwingen.

So oft ein Uhu kreischt, ein Aar
Im Flug vorüber hastet,
So oft erfaßt's ihn wunderbar
Und sträubt sein Haar,
Und drückt auf ihm und lastet.
Mit jedem Fußtritt heimatwärts
Fühlt er beschwerter Kopf und Herz;
Wie Glocken hört er's summen,
Und wieder hohl verstummen.

Erreicht nun hat er bald das Ziel,
Die heiß ersehnte Schwelle; —
Er schaut; — ist's eitel Sinnenspiel?
Nein, nein, — es fiel
Wohl Schnee; — auch täuscht die Helle,
Des Eises greller Widerschein;
Auch kann er nicht daheim noch seyn; —
Auch pflegt ja gern das Sehnen
Sein Ziel so nah zu wähnen.

Und weiter geht er, steht und schaut,
Mißt Firnen, Klüft' und Wipfel; —
Was dort, thurmartig aufgebaut,
Herniederschaut,
Ist ja der Furka Gipfel!
Und zwischen diesem Alpenrand
Und jener ries'gen Gipfelwand
Muß ja sein Hüttchen stehen,
Muß er ja doch es sehen.

Er sucht — und sieht nicht; — Schnee, nur Schnee,
Und Eis und Schnee nur wieder; —
Er sieht's, und denkt's, und rennt die Höh'
Hinan, schreit: „Weh!"
Und wirft sich heulend nieder.

Dann springt er auf, stürzt fort im Lauf
Und schreit, daß Thal und Felsenknauf
Von seinen Jammertönen
Nachjammernd widerdröhnen:

„Mein Weib, mein Kind, mein Glück, mein All
„Ist eingescharrt, verschüttet,
„Zerschmettert vom Lawinen-Fall,
„Vom Eiskrystall
„Vermauert und verkittet!
„Auf, auf vom Schlaf, Alphüttler, auf!
„Zwei Leben, drei steh'n hier zu Kauf!
„Auf, auf, mit Hand und Spaten
„Zu helfen und zu rathen!“

Und mit der Sonne wallt's hinan
Im hilfbeflissnen Zuge,
Mit Hack' und Schaufel, Kind und Mann,
Er vorne dran,
Empor zum Felsenbuge.
Die Hände ruh'n und rasten nicht,
Bis Scholl' um Scholle schmilzt und bricht;
Doch wie die Mass' auch schwindet,
Ihr Schooß bleibt unergründet.

Drei Tage wechselnd wallt's hinan
In hilfbeflissnem Zuge,
Mit Hack' und Schaufel, Kind und Mann,
Er vorne dran,
Und wühlt am Felsenbuge.
Umsonst, umsonst! das Meer hat Grund,
Hier aber schwindet Stund' um Stund',
Und ohne Gottes Segen
Bleibt alles Thun und Regen.

Da sinkt die Hoffnung jedem Sinn,
Abzieh'n sie Alle klagend,
Nur er stürzt auf den Wall noch hin,
Und gräbt darin
Und wühlt, noch nicht verzagend.
Er wühlt bei Tage, wühlt bei Nacht,
Mit ewig neuer Kraft und Macht,
Trotz allem Herzensklopfen,
Trotz aller Schweißestropfen.

Der neunte Tag geht auf; die Last
Des Schnee's ist abgequollen; —
Und wieder gräbt er ohne Rast,
Und stößt mit Hast
Auf festern Grund, als Schollen.

Stößt wieder ein, stößt wieder an,
Und gräbt und schaufelt, was er kann, —
Auftaucht's — ihr Heil'gen Gottes! —
Es ist das Dach des Schlottes.

Des Schlottes Dach, des Hauses Mund,
Der führt zu seinem Herzen;
Er legt das Ohr an, horcht am Schlund, —
Es rauscht im Grund
Und seufzt wie Ruf der Schmerzen.
Und nochmahl horcht er, nochmahl tönt's,
Und wieder, horch! und wieder dröhnt's! —
In unbewußter Eile
Langt er nach einem Seile.

Das knüpft er fest, dran knüpft er sich,
Steigt ein, läßt rasch sich nieder,
Langt an, blickt um sich —: „Resli! — sprich!
„Und — Seppi — dich!
„Hab' ich euch wirklich wieder? —
„Ist's wahr? Und lebt und seid ihr's noch?
„Und habt's ertragen, Gottes Joch?“ —
Sie können ihn nicht grüßen,
Nur weinen, nur ihn küssen.

Nur beten, fleh'n zu Ihm, der sie
So wunderbar verklärte,
Der ihnen Kraft und Glauben lieh,
Und spät und früh
Durch seinen Hauch sie nährte. —
Doch, Gott! wie war's, als sie hervor
An's Licht nun traten, und ihr Ohr
Wettbuhlte mit den Augen,
Das Leben einzusaugen.

Wie schien da Alles neu und schön,
Die Luft, das Licht, die Sonne!
Wie Melodie klang von den Höh'n
Für sie der Föhn,
Die Adler krischen Wonne,
Die wüste, schneebedeckte Flüh
War mehr, als Frühlingsschmelz, für sie,
Geliebte Freunde schienen
Die alten Tannen ihnen.

Im nächsten Lenze stand bereits
Ein Mahl am Felsenhange;
Und jährlich zum geweihten Kreuz
Kam allerseits
Das Volk mit Sang und Klange;

Manch Bräutchen, so vorüber kam,
Sah's an und bat den Bräutigam,
Daß er so treu ihr bleibe,
Wie Rudi seinem Weibe.

Der Älpler und der Fischer.

Der Alpenjäger.

Was machst du da? Was tändelst du am Kahn?
Solch eitles Thun ist's wohl der Rede werth?
Hingaukelnd auf des See's geduld'ger Bahn,
Entfernst du dich ja kaum vom sichren Herd.

Im Auge deine Lieben, Feld und Haus,
Das Element nur prüfend, wenn es schläft,
Wirfst du die leichten Netze lässig aus,
Und treibst im Frieden sorglos dein Geschäft.

Sieh mich! der Dämmrung Grauen ruft mich fort,
Ein dunkler Trieb nach oben heißt mich geh'n!
Die Lieben lass' ich ohne Scheidewort,
Um niemahls wieder sie vielleicht zu seh'n.

Wetteifernd mit dem Tag klimm' ich empor,
Tief unter mir das Thal, das Wolkenmeer;
Kühn schauend in des Himmels offnes Thor,
Schreit' auf des Todes Wegen ich einher.

Doch steh' ich droben auf der Scharte Saum,
Wo Platz für mich und meinen Muth nur ist,
Und schau' ich weit aus in den freien Raum,
Den selbst des Adlers Auge schwindelnd mißt; —

Und steh' ich in der großen Stille da,
Die keines Gleckwurm's Pfiff mehr unterbricht,
Allein mit meinem Gotte fern und nah,
Vielleicht der Einz'ge rings so hoch am Licht; —

Dann schaut dein Thal, ein Fleckchen Gras, herauf,
Dein Haus, ein Vogelnest an seinem Rand,
Dein mächt'ger See, ein Wassertröpflein drauf, —
Und stolz lobpreis' ich meinen Älplerstand.

Der Fischer.

Zieh' hin mit Gott, du kühner Jägersmann!
Ich falte wohlgemuth die Maschen aus;
Mit muntrem Liede geht's den See hinan,
Ein liebes Echo wiederholt's vom Haus.

Wohl schläft auch lauernd unter mir der Tod;
Doch frevelnd ihn zu wecken hüt' ich mich,
Und wenn er murrend aus der Tiefe droht,
Harr' ich in Demuth, bis sein Zürnen wich.

Auch unter mir im Wasserspiegel ruht
Der blaue Himmel in erhabner Ruh',
Und wenn sie sich beäugelt in der Flut,
Bin ich der Sonne näher noch, als du.

Die schroffen Zacken, die dein Fuß versucht,
Die Schlüft', in deren Öhr du schwindelnd hangst,
Sie bieten, spiegelnd in des Sees Bucht
Mir Hochentzücken, ungetrübt von Angst.

Und statt der Todtenstill' im Reich der Luft,
Kommt, wenn die Herden zieh'n im Abendstrahl,
Der Senne johlt, das Ave-Glöcklein ruft,
Der Geist der Stille trauter noch in's Thal.

Drum schau' du immerhin von luft'ger Bahn
Herab auf's Thal, mein Haus und meinen See, —
Ich schiffe doch mit meinem leichten Kahn
Weg über deiner Alpen Eis und Schnee.

Weg über dich, der stolz auf sich vertraut,
Gleit' ich bescheiden in gemessnem Lauf;
Und jener Mond, der auf dich niederschaut,
Schaut aus dem Wasser mild zu mir herauf.

VIII.

Des Lebens Preis.

Im Hause drinnen ist Hochzeit,
Vorm Hause lehnt ein Mann;
Er führt nichts Gutes im Sinne,
Man sieht's in den Augen ihm an.

Sein Liebchen ist ja das Bräutchen,
Und er nicht der Bräutigam;
Wohl mag es schwer ihm fallen,
Daß sie so leicht es nahm.

Ein Lebehoch schallt drinnen,
Und außen fällt ein — Schuß. —
„Ei, — daß sich der Träumer doch eben
„Da draußen erschießen muß!“

Es gibt eine kleine Pause,
Bis man ihn fortgebracht,
Dann wirbelt's und wogt es vom Neuen
Recht toll und voll durch die Nacht.

Das gab ein Gespräch am Morgen,
Wie's lang im Städtchen nicht gab; —
Man zeigt in der Friedhofecke
Noch jetzt dem Wandrer sein Grab.

Und gab er auch nichts zu fühlen,
Wie er es vielleicht begehrt,
So gab er doch etwas zu reden;
War das nicht ein Leben werth?

Böser Zweifel.

Mein Kind, so lang ich bei dir bin,
Bist du, das fühl' ich, mein;
Da schleicht sich wohl in deinen Sinn
Kein fremdes Bild hinein.

Da bist du mir vom Herzen gut,
Thust Alles, was ich will,
Verläugnest dein bewegtes Blut,
Wirst ernst und weich und still.

Doch wenn dein Auge mich vermißt,
Wenn Andre nach dir seh'n,
Und du dir überlassen bist,
Was mag wohl dann gescheh'n? —

Drum fährt mir manchmahl durch den Sinn
Der böse Zweifel hin:
Ob ich wohl dann auch bei dir bin,
Wenn ich nicht bei dir bin?! —

IX.

Die Spielkarten.

Vom Dome zu Augsburg dröhnt so bang
Der Armensünderglocke-Klang;
Zum Richtplatz wogt die Menge fort,
Schon wartet der rothe Freimann dort.

Er wartet dort auf ein junges Blut,
Um das schier selber es Leid ihm thut;
Ein junger Mörder fällt ihm anheim,
Der früh schon verkümmert des Lebens Keim.

Noch sitzt er im Thurme, — da klingt's hinein, —
Er fühlt, nun müss' es verblutet seyn;
Das Herz zerbricht ihm, er bittet um Rast,
Sinnt, weint und betet, und wird gefaßt.

Nur noch ein Spiel Karten verlangt er dann;
Sie geben's befrembet dem armen Mann.
Er aber entfaltet's vor ihnen still,
Und spricht: „Ihr begreift wohl nicht, was ich will!

„Seht! diese Blätter, wie ich sie hier
„Gleichwie zum Scherz aufschlage vor mir,
„So spiegeln sie treu mein Leben mir ab
„Von meiner Wiege bis an mein Grab.

„Hier Sieben! — Ich zählte sieben Jahr',
„Als ich den Ältern schon bleichte das Haar;
„Ich war ein wüster, trotziger Bub',
„Der Jedem gern eine Grube grub.

„Hier Acht! — Acht Jahre zählt' ich nur,
„Da ward ich ertappt auf Diebesspur.
„Hier Neun! — Neun Jahre zählt' ich kaum,
„Und nur mit Räubern raubt' ich im Traum.

„Hier Zehn! — O zehntes Lebensjahr,
„Du strahlst allein mir hell und klar
„In meines Daseyn's Nacht hinein: —
„O könnt' ich im zehnten Jahre noch seyn!

„Da sprengte beflissener Lehrer Hand
„Des kalten Busens eisiges Band,
„Aufthaute mein Herz, ich erwuchs vom Neu'n,
„Ich lernte beten, ich lernte bereu'n!

„Hier — Bube! — Ja — ja — die Buben, — nur sie
„Zerstörten mir wieder die Harmonie,

„Die Buben, die Freunde sich fälschlich genannt,
„Sie haben das Herz mir wieder gewandt.

„Sie rissen zum Spiele mich täuschend hin,
„In diesen Blättern verlor sich mein Sinn! —
„Da kamen die Damen — die Damen — seht,
„Wie trefflich Alles zusammengeht!

„Die Damen mit ihrem Doppelgesicht,
„Halb Höll', halb Himmel, ein Ganzes nur nicht,
„Sie gruben künstlich vom Körper aus
„Den Geist aus seinen Wurzeln heraus.

„Die Eifersucht durchfuhr mir das Hirn
„So scharf, wie mein Messer das Herz der Dirn',
„Der Dame, die's wahrlich nicht verdient,
„Daß nun mein Blut das ihrige sühnt!

„Und nun — der König! Nun tret' ich bald
„Vor Ihn, den König, in seiner Gewalt,
„Den ewigen, schrecklichen König der Welt,
„Der gnädig die Tropfen der Reue zählt.

„Seht hier das Aß — o lächelt nicht!
„Es ist die Karte, die Alle sticht;
„Das Aß sei meiner Reue Bild,
„Sie möge gelten, wenn nichts mehr gilt!

„Nun werf' ich die Karten wieder zu Hauf; —
„Nun, Schergen, brecht zum Richtplatz auf!
„Ein Blatt gilt ewig, es ist die Reu'!
„Auf, Schergen, auf! Gott steh' mir bei!“

Der Fels.

Es war ein Thal so lieb und schön,
Voll Leben, Lust und Licht; —
Zwar als ich's sah zum ersten Mahl,
Sah ich es eben nicht.

Doch als ich es dann wieder sah,
Da schien es mir so hold,
Daß es dem Lenze ganz gewiß
Die schönsten Blumen zollt;

Daß es den West gewiß beschwatzt,
Es milder anzuweh'n;
Die Sonne ganz gewiß verlockt,
Es länger zu beseh'n.

Dort ist es nicht, wie anderwärts,
Wo was da keimt und sprießt,
Nur wie gezwungen sproßt und blüht,
Nur heiter thut, nicht ist;

Wo widerwillig hier und dort
Nur ein verlorner Baum
Hinaushängt (gleich als möcht' er fort)
Am kahlen Felsensaum.

Wo wie aus Mitleid nur am Bach
Vergessne Veilchen blüh'n,
Und alle Früchte wie aus Muß
Nur reifen, — doch nicht glüh'n;

Nein, wo man's absieht jedem Ding,
Daß es zu seyn sich freut,
Und gern das Bischen, was es hat,
Dem lieben Wandrer beut.

Es ist fürwahr ein Thal so schön,
Wie man das schönste träumt;
Ein blühender Pokal, in dem
Der Wein des Lebens schäumt.

Und dennoch stand in diesem Thal,
(So viel ich leider! weiß)
In dieser lebenswarmen Welt,
Einmahl ein Fels von Eis. —

Ein Fels, der ungerührt das Haupt
In wildem Trotz erhob,
An dessen kalter Brust des Thal's
Balsam'scher Hauch zerstob;

Der nichts verstand und nichts empfand
Von dem, was ihn umgab, —
Ein abgelöstes Erdenglied,
Ein aufgeworfnes Grab.

Und dieser Fels von Eis war — ich,
Als ich einmahl verkannt,
Um eine Hoffnung ärmer noch,
In diesem Thale stand.

X.

Der finstere Tänzer.

„Mein liebes, dreimahl liebes Kind,
„Und ist es auch dein Ernst,
„Daß du wie heute stets gesinnt
„Dich nie von mir entfernst?
„Daß du's mit mir im Leben wagst,
„Und jedem schönren Glück entsagst? —

„Denn was ich zähl', ist dieses Herz,
„Kein Gut und Gold, wie du; —
„Und was ich habe, Kind, — ist Schmerz,
„Und was ich brauche — Ruh'!
„Doch was ich lieb' und such' allein,
„Bist du, mein Kind, und wirst es seyn!

„Mich ruft das Leben fort von dir;
„Mir fällt es schwer zu geh'n!
„Uns wiedersehen werden wir,
„Doch wie uns wiederseh'n?
„Als mein und dein, wie vor und eh'?
„Ach oder fremd zu Leid und Weh'?" —

„„Wie nun und eh', wie mein und dein,
„„Wie Bräutigam und Braut,
„„Deß mag der Herr mein Zeuge seyn,
„„Der in die Herzen schaut!
„„Wie nun und eh', wie mein und dein,
„„Sonst soll mein Leib des Teufels seyn!““

Getröstet eilt der Arme fort:
Sie gab ja ihren Eid,
Hat sich mit dreimahl heil'gem Wort
Ja schrecklich ihm geweiht;
Und was ihn oft auch engt und preßt,
Sein Glaub' auf sie ist felsenfest.

Und eh' ein kurzes Jahr verstrich,
(Ein langes Jahr für ihn)
Eilt er zurück; wie freut er sich,
Wie wird die Braut erglüh'n,
Wie wird sie ruh'n so liebewarm
In seinem langentbehrten Arm!?

Von süßer Bangigkeit bedrückt,
Eilt, — fliegt er heimatwärts,
Der Liebe Seligkeit entzückt
Im Vorgefühl sein Herz,
Des Eheglück's, der Vaterlust
Frohlockt in Ahnung seine Brust.

Er ist zu Haus, er eilt durch's Thor,
Die Sterne scheinen mild,
Durch helle Scheiben klingt ein Chor,
Im Reigen wirbelt's wild.
Er fragt, — muß hören, was er schaut:
„Es ist das Brautfest seiner Braut!“

Es ist das Brautfest seiner Braut,
Die sich ihm zugeweiht
Bei dem, der in die Herzen schaut,
Und dennoch brach den Eid;
Die angelobt, sein Weib allein,
Wo nicht, des Teufels Weib zu seyn!

„Topp!“ ruft er durch die Thür hinein,
„Topp! Treues, schmuckes Weib!
„So soll denn, kann er mein nicht seyn,
„Des Teufels seyn dein Leib!“ —
Er ruft's, entwankt verstört und bleich,
Und stürzt sich in den nächsten Teich.

Die Gäste staunen, lachen, schmäh'n
Und schwelgen ohne Scham,
Da läßt ein fremder Gast sich seh'n,
Der eben, scheint es, kam;
Ein dürrer, finstrer Niemandsfreund,
Der nichts bejaht und nichts verneint.

Mit einem Becher sitzt er stumm
Abseit wie große Herrn,
Sieht manchmahl nach dem Bräutchen um,
Als säh' er's eben gern,
Reibt sich die Händ' und blinzt empor,
Als hätt' er etwas Lust'ges vor.

Und Zwölf erdröhnt's vom nahen Thurm,
Zum Kehraus wird gespielt,
Die Fiedeln kreischen wie im Sturm,
Der Takt ist rasch und wild.
„Halloh! Mein Takt!“ so kichert laut
Der finstre Gast und nimmt die Braut!

Bei Donnerklang und Sturmgesumm
Zerrt er sie rück und vor,
Und dreht sich um und wieder um,
Und schreit ihr in das Ohr:
„Ich bin noch frisch, mein mattes Weib,
„Und mir verschriebst du ja den Leib!“

Die Braut wird roth, die Braut wird blaß;
Die Lippen netzt ihr Blut,
Er aber tanzt ohn' Unterlaß
Mit immer neuer Wuth;
Die Gäste flieh'n entsetzt hinaus,
Schon tanzt das Paar allein im Haus.

Es tanzt hinauf, es tanzt hinab,
Die Dielen morschen ein,
Der Lüster fällt vom Sims herab,
Und wird zum Todtenschrein;
Drin sargt der Gast das Bräutchen auf,
Und wirft die Deck' als Leichstein drauf.

Auf dem Balle.

Wenn Alles in buntem Wirbel sich dreht,
Die Herzen heftiger schlagen,
Und Saitengetön durch die Säle weht,
Dann faßt mich ein eignes Behagen.

In einen Winkel verlier' ich mich dann
Und lasse die Augen gewähren;
Manch huldiges Fräulein sieht mich an
Und meint wohl: Ich müßt' entbehren. —

„Er ist ein Sonderling!“ flistert's hier,
Dort heißt es: „Er läßt sich bitten!“ —
Ein Dritter spöttelt: „Es habe mir
Mein Weibchen das Tanzen bestritten.“

Ein Vierter bemerkt: „Der feine Ton
Sei nicht meine stärkste Seite!“
Ich aber belächle mir Huld und Hohn
Und mustere still meine Leute.

Sie flattern hinab, sie fliegen herzu,
Sie flistern, bekritteln, bestaunen;
Ich aber erwäg' in genießender Ruh'
Des Lebens wechselnde Launen.

Was Mancher auf Gräbern nicht geahnt,
Ahn' ich auf dem Boden des Tanzes;
Oft glüht in des Schicksals drohender Hand
Die Blüte des festlichen Kranzes.

Sie glauben Alle sich wahrhaft zu freu'n;
Die Glücklichen, daß sie es glauben! —
Es haben die Stunden, die Rosen uns streu'n,
Ja Schwestern, die Rosen uns rauben!

Drum halt' es hiernieden Jeder für sich,
Wer wollt' einander beschränken? —
„Die Anderen, denk' ich, tanzen für dich: —
„Du magst für die Anderen denken!“

Zweite Lese.

Wann und wo sich's zugetragen,
Könnt' ich Euch nicht immer sagen!
Eins nur weiß ich vor der Hand:
Wann und wo ich's so empfand.

I.

Der König und der Landmann.

Der Landmann lehnt in der Hütt' allein,
Und blickt hinaus in den Mondenschein,
Und schaut empor zu des König's Palast,
Er weiß nicht, welch ein Gefühl ihn faßt.

„Ach, wär' ich ein König nur Eine Nacht,
„Wie wollt' ich schalten mit meiner Macht!
„Wie ging' ich umher von Haus zu Haus,
„Und theilte den Schlummernden Segen aus!

„Wie strahlte dann Morgens so mancher Blick
„Die Sonne zum ersten Mahl hell zurück!
„Wie staunten einander die Glücklichen an,
„Und meinten: das hat ein Engel gethan!“ —

Der König lehnt im Palast allein,
Und blickt hinaus in den Mondenschein,
Und schaut hinab auf des Landmann's Haus,
Und seufzt in das weite Schweigen hinaus:

„Ach, wär' ich ein Landmann nur Eine Nacht,
„Wie gern entrieth' ich der drückenden Macht!
„Wie lehrt' ich mich selber die schwere Kunst,
„Nicht irr zu gehen mit meiner Gunst!

„Wie wollt' ich in's eigene Herz mir seh'n,
„Um wieder es offen mir selbst zu gesteh'n!
„Was tausend Hände mir nicht vollbracht,
„Das wollt' ich gewinnen in Einer Nacht!“ —

So schau'n sie sinnend beim Sternenlauf
Der König hinunter, der Landmann hinauf;
Dann schließen Beide den müden Blick,
Und träumen Beide von fremdem Glück.

Dichterfreuden.

Siehst du die blauen Berge dort,
(Dein Blick erreicht sie kaum)
Und hinter ihnen fort und fort
Noch fernrer Berge Saum?

Und weiter noch im Dämmerlicht
Der fernsten Riesen Spur?
Sie schau'n und zählen kannst du nicht,
Dein Aug' erräth sie nur.

Auch dort bin ich genannt, gekannt,
Dort hört man, was ich sprach,
Und was ich still daheim empfand,
Dort fühlt mir's Mancher nach.

Man macht sich dort von mir sogar
Aus meinem Lied ein Bild;
Der gibt mir schwarz', der braunes Haar,
Der glaubt mich mild, der wild.

Der denkt sich mich als Flattersinn,
Der als ein Herz voll Harm;
Ein Andrer, wie ich eben bin:
Jung, offen, weich und warm.

Ihr glaubt vielleicht, ich sage dies
Aus Stolz und Eitelkeit?!
Ihr thut mir Unrecht, nein, gewiß, —
Ich sag' es, weil's mich freut.

Weil ich dem Himmel dankbar bin,
Daß er mich so geliebt,
Und meinem liederfrohen Sinn
Ein frohes Echo gibt.

Erquickt's doch gar so wundersam,
Verstanden sich zu seh'n,
Und nicht mit Jubel und mit Gram
Vergessen dazusteh'n.

Wer einen Freundesbusen fand,
Worin er sich beschaut,
Der preist ihn als des Glückes Pfand
Vor allen Menschen laut.

Und ich verschwieg' es, wenn mir oft,
Fern über Berg und Wald,
Mein Lied als Willkomm unverhofft
Von fremder Schwelle schallt?

Wenn eine Mutter, die ich nie
Auf frühern Wegen traf,
Mit meines Liedes Melodie
Ihr Kindlein wiegt in Schlaf?

Wenn sich in's Lied der Sennerin
Mein schlichtes Wort verwebt,
Und heimisch über Alpen hin
Als Abendreigen schwebt?

Wenn ein erröthend Bräutchen mir
Verstohlen eingestand,
Es hab' ein meinig Liedchen ihr
Den spröden Sinn gewandt?

Und wenn mir's oft wo unbewußt
So seltsam tönt zurück,
Als wär's ein Klang aus meiner Brust,
Als wär's von mir ein Stück?

Da sollt' ich schweigen? Nimmermehr!
Laut will ich es gesteh'n:
Erquickt's die Brust doch gar so sehr,
Verstanden sich zu seh'n!

Da schwatze mir ein Träumer vor
Von Selbstgenügsamkeit,
Und wie er nur dem eignen Ohr
Die eignen Lieder weiht;

Und wie er nichts um Andre frägt,
Und um das Lob der Welt,
Und wie er nur die Saiten schlägt,
Weil ihn der Gott beseelt.

Das, denk' ich, ist der rechte Klang,
Der gern erwiedert klingt,
Und wie er aus dem Leben drang,
Zurück in's Leben bringt.

Und wenn's der Sänger oft verspürt,
Daß es ihm so gescheh'n,
So mag er's wohl der Welt gerührt
Und dankbar auch gesteh'n.

II.

Das weiße Haar.

Ein finstrer Mann durchschreitet
Die Stub' in weitem Schritt;
Bei Tag ist er ein Jäger,
Und bei der Nacht — Bandit.

Wie Wetterwolken lagert's
Auf seinem Angesicht,
Verbrechen oder — Reue,
Doch nein! — die kennt er nicht.

Jetzt auf das Stroh im Winkel
Wirft er sich ungestüm,
Sein Töchterlein, sein holdes,
Sitzt spielend neben ihm;

Beim sonnverbrannten Vater
Das zarte Töchterlein,
Wie eine weiße Rose
Am schwarzen Rabenstein.

Ermattet läßt er sinken
Sein Haupt in ihren Schoos,
Sie wühlt in seinen Locken
Nichts denkend, absichtlos.

Da ruft sie plötzlich lachend:
„Ei, Väterchen, fürwahr,
„Da — mitten zwischen schwarzen
„Steht auch ein — weißes Haar!“

Da fährt empor der Räuber: —
„Ein weißes? wirklich, Kind?“ —
„„Ja — ja — ein weißes, Vater,
„Wenn's nicht gar mehre sind!““ —

Und ernster wird der Räuber,
Als er es lange war,
Und murmelt wie im Traume:
„Schon jetzt ein weißes Haar?!“

„Matteo, schon ein weißes?
„Matteo, nun ist's Zeit;
„Wenn sich die weißen melden,
„Dann ist zum Tod nicht weit.

„Nun ist es Zeit, Matteo!
„Fahr' hin, Banditenstahl,
„Komm her, du treue Büchse,
„Gibst mir wohl auch ein Mahl!“

Und Jäger ward der Räuber,
Wie er's als Jüngling war. —
Den hat der Herr gerettet
Durch's erste weiße Haar.

An mein Vaterland.

Ich hab' dich nicht vergessen,
Mein liebes Österreich!
Noch macht's, an dich zu denken,
Das Herz mir immer weich.

Ich sah wohl schöne Alpen,
Umweht von Balsamhauch,
Sah Paradiese Gottes, —
Du aber hast sie auch.

Sah Silberströme wallen
Durch manchen grünen Plan,
Sah Thäler, Auen, Städte, —
Du bist nicht ärmer dran.

Es lacht' auch andrer Orten
Manch treues Herz mir zu,
Doch wer hat sie auf Erden
Zu Tausenden, wie du?

Ich bracht' auch in der Fremde
Manch selig Stündchen hin,
Allein in deinem Boden
Schläft ja mein Jugendsinn.

Du hast die ersten Freuden
So treu mit mir getheilt,
Du hast die ersten Leiden
So liebend mir geheilt.

Und sind mir in der Fremde
Viel hundert Plätzchen lieb,
So hast ja du kein Fleckchen,
Das deutungsleer mir blieb.

Drum glaub' dich nicht vergessen,
Lob' ich die Ferne gleich:
Ich weiß nur Eine Heimat,
Weiß nur Ein Österreich!

Denn was ich in der Fremde
Geseh'n, gefühlt, erkannt,
Ist nur ein goldner Reifen
Um deinen Diamant.

III.

Die Perle.

Ein Jüngling sitzt beim Abendschein
Am Meere sinnend und allein,
Hin über's Wasser schweift sein Blick,
Als sucht' er ein entferntes Glück.

Und was ihn stimmt so weich und bang,
Es ist der Sehnsucht süßer Drang,
Und was aus seinem Auge spricht,
Weiß Jeder, nur er selber nicht.

So sitzt er, einer Myrthe nah,
Ein Zweiglein in den Händen, da,
Und gräbt mit willkürloser Hand
Der Liebsten Namen in den Sand.

Doch kaum daß er die Lettern schrieb,
Naht Well' um Welle leis' und lieb,
Und kost und rauscht und küßt und wühlt,
Bis sie den Namen weggespült.

Der Jüngling merkt es und erblaßt,
Als ahnt' er etwas Arges fast;
Kann, was die Flut dem Namen nun,
Kein Schicksal einst der Liebe thun?

Kann's keiner Untreu' oder Pein
Geheime Vorbedeutung seyn?
Mit solchen Bildern quält er sich,
Bis längst die Sonn' im Meer erblich.

Nach Hause schleicht er trüb und schwer,
Wie lächeln mild die Sternlein her,
Wie winkt der Mond ihm, tröstend, zu, —
Für ihn ist heute keine Ruh'.

Verwacht wird eine bange Nacht,
Ein banger Tag wird hingebracht,
Bis sich der Abend wieder senkt,
Und er den Schritt zum Meere lenkt.

Hineilt er, wo er an dem Strand
Der Liebsten Namen schrieb in Sand,
Und sieh! — da ist kein Name zwar,
Doch etwas Andres winkt ihm klar.

Sieh! — eine Perle rein und hell
Liegt ausgespült zur selben Stell',
Als wär's für den geraubten Schatz
Der Fluten reuiger Ersatz.

Mit Rührung blickt der Jüngling drauf,
Und liest das Kleinod freudig auf;
Und bald auch schmückt' es hell und klar
Der Liebsten Stirn — am Traualtar.

Die Strickerin.

Sie saß am Arbeitstischchen,
Den Strickstrumpf in der Hand;
Ihr werdet mich belächeln,
Daß ich's poetisch fand.

Sie hatt' ihn grad vollendet,
Und sah ihn sinnend an:
Da fiel mir's ein, zu denken,
Was sie wohl denken kann.

„Ach, wenn ich nun die Maschen“ —
So dachte wohl das Kind —
„Herunterlesen könnte,
„Wie sie gewachsen sind!

„Es dürft' ein nettes Büchlein
„Voll bunter Szenen seyn:
„Wir armen Kinder stricken
„So Manches mit hinein.

„Oft ging es froh und spielend,
„Bei frohem Wonnespiel,
„Oft ließ ich Maschen fallen,
„Weil eine Thräne fiel.

„Oft riß mir mit dem Garne
„Der Liebe liebster Wahn,
„Oft knüpft' ich mit dem Faden
„Die Hoffnung wieder an.

„Oft half ich unter Zweifeln
„Verworrnen Knoten nach;
„Oft brach das Herz vor Wehmuth,
„Indeß die Nadel brach.

„Was zagend ich gestanden,
„Was feurig er mir schwor,
„Das tritt aus dem Gewebe
„Lebendig mir hervor.

„Drum könnt' ich es so lesen,
„Was ich mit eingestrickt,
„Wie fühlt' ich mich verlassen,
„Wie fühlt' ich mich beglückt!"

So denk' ich, daß sie dachte,
Den Strickstrumpf in der Hand;
Nun lächelt ihr wohl nimmer,
Daß ich's poetisch fand.

IV.

Die Korvinus-Linde.

Vor Mád da stand ein Lindenbaum
Gar einsam einst am Bergessaum,
Und streckte sein Gezweig hinaus,
Und wölbt' ein kühles Schattenhaus.

Oft hat es Herrn Korvin behagt,
Dort auszuruhen von der Jagd,
Und abgelöst den Jägerhut
Gemach zu kühlen Stirn und Blut.

Wenn dann die Gegend vor ihm lag
So schön im schönsten Sommertag,
Und sichtbarlich des Friedens Hauch
Sich ausgoß über Busch und Strauch;

Wenn's nur mehr dumpf den Forst entlang
Vom Anschlag heisrer Rüden klang,
Nur selten mehr durch Fels und Dorn
Zum Sammelrufe dröhnt' ein Horn;

Da ward's im Busen ihm so weit,
Die wehmuthvollste Menschlichkeit
Ließ ihn vergessen, wer er sei: —
Nicht König war er mehr, — doch frei.

Oft wuchs hier mancher Segensplan
Ihm kosend an das Herz hinan;
Oft dankt' er hier (er wußt' es kaum)
Manch linden Spruch dem Lindenbaum.

Hier sucht' er Ruh', hier fand er Ruh',
Schloß oft sein müdes Aug' hier zu,
Beschwor den wilden Seelentrieb,
Und hatt' auch drum den Baum so lieb. —

Einst kam er wieder von der Jagd
Hierher, wo ihm zu ruh'n behagt;
Er sucht, — wähnt sich getäuscht im Raum,
Er sucht, — und findet keinen Baum.

Hineilt er, wo die Linde stand; —
Sie liegt gefällt von frecher Hand,
Und breitet, als geschäh's mit Sinn,
Die Wurzeln sehnend nach ihm hin.

„Pfui!“ ruft Korvin, „wer that mir das?
„Wer weiß nicht, daß ich gern hier saß?
„Daß ich hier gern geträumt, geweint? —
„Pfui! Man erschlug mir meinen Freund!

„Und wo aus Habsucht oder Lug
„Das Volk den Freund des Herrn erschlug,
„Mag auch der Herr nicht sicher geh'n!
„Mád, Mád, — ich mag dich nimmer seh'n!“

Er ruft's, entstürzt, bricht auf von dort
Und wandert fort und weiter fort;
Und sah er eine Linde wo,
So war er auch am längsten froh.

Die wandelnde Linde.

Es muß doch den Bäumen recht weh gescheh'n,
So immer auf einem Fleck zu steh'n, —
Wie lustig wär's für sie, zu wandern
Von einem Nachbar zu dem andern?

Dann, meine geliebte Linde du,
Die oft mich beschattet in meiner Ruh',
Dann könntest du auch weiter schreiten,
Und, wenn du wolltest, mich begleiten.

Du wolltest wohl auch, denn du kennst mich ja,
Standst oft meinem Sinnen und Träumen nah;
Gewiß du hieltest oft am Morgen
Dich hinter meinem Haus verborgen.

Und schritt' ich ahnungslos vor's Thor,
So trätst du rauschend rasch hervor,
Und schütteltest mir einen Regen
Von Blütenflaum als Gruß entgegen.

Geschmeichelt durch meinen getreuen Sinn
Zögst du gewiß oft mit mir dahin,
Und wölbtest, wenn der Mittag schiene,
Dich über mir zum Baldachine.

Und läg' ich dereinst im stillen Grab,
So schrittest du wohl von der Wies' herab,
Um meines Hügels kahlen Rücken
Als lebend Grabmahl mir zu schmücken!

V.

Das Vater unser.

Ein Weib, das den Herrn voll Lieb' umfing,
Und an ihm wie ein Kind am Vater hing,
Trat abendlich, wenn es dunkel war,
Im Kirchlein vor den Hochaltar,
Und warf sich voll Ergebung hin,
Und schüttet' aus den tiefsten Sinn.
Und dankt für Lust, erkennt das Leid,
Mit kindlicher Unterwürfigkeit,
Gesteht jedweden Fall und Fehl,
Und hat auch das Kleinste selbst nicht hehl,
Und spricht zum Schluß ein kurz Gebet,
Worauf es still von hinnen geht.

Der Küster, der das Weib allda
In jeder Abenddämmrung sah,
Steigt einmahl, wie sie kommt, auf's Chor
Und legt sich lauernd auf das Ohr.
Und sieh! das Weib kniet wieder hin,
Und schüttet aus den frommen Sinn
Und dankt, erkennt, gesteht und fleht,
Und spricht zum Schluß ein kurz Gebet.

Und wie sie spricht, da rollen ihr
Die heißen Thränen für und für,
Und glänzen bei der Ampel Schein,
Als sollten's echte Perlen seyn.
Und sieh! ein Täublein wunderbar
Schwebt auf sie nieder vom Altar,
Pickt weg die Thränen, wie sie sind,
Und fliegt damit empor geschwind.

Der Küster sieht's und schleicht ihr nach,
Und fragt sie, welch Gebet sie sprach,
Daß Gott, wie er es selbst geseh'n,
Solch Wunder lass' an ihr gescheh'n;
„„Ach, sagt das Weib, ich weiß nur ein's,
„„Das Vater unser, weiter kein's!““

„Das Vater unser nur? — Ei, seht,
„Das ist ja das allermind'ste Gebet!
„Doch lerntet ihr einen Psalm gar ein,
„Wie würde das erst Gott erfreu'n!?“

Dem Weibe geht dies Wort zu Sinn,
Und Tag' und Wochen bringt sie hin,
Lernt einen Psalm, gar schwer und lang,
Den schönsten schier, den David sang,
Und geht in's Kirchlein mit frohem Muth,
Und denkt, nun frucht' es doppelt gut.

Doch, wie sie sich abmüht, wie sie spricht,
So leicht um's Herz wird ihr doch nicht,
Und keine Thränen brechen hervor,
Kein Täublein sieht der Küster am Chor.

Drum als sie wieder beten geht,
Da fleht sie, wie sie sonst gefleht,
Und bringt, ergriffen wunderbar,
Gott nur ihr Vater unser dar.
Und alsbald wieder rollen ihr
Die heißen Thränen für und für,
Und wieder fliegt das Täublein drauf,
Und pickt die klaren Perlein auf,
Und schier vernehmbar weht sie's an:
„Ein Jeder bete, wie er kann,
„Nur warm und wahr, von Trug entfernt,
„Nicht wie aus Noth, nicht eingelernt;
„Gott hört auch das Vater unser gern:
„Es ist ja das Gebet des Herrn!“ —

Im Walde.

Wenn ich in dichten Waldesräumen
Mir selbst oft überlassen bin,
Und unter hundertjähr'gen Bäumen
Hinwandle mit bewegtem Sinn,
Da fühl' ich von ganz eignem Bangen
Mich immer wunderbar befangen.

Die Eichen scheinen mir zu leben,
Voll Ernst auf mich herabzuseh'n,
Und mit der Blätter leisem Beben
Vernehmlich mir in's Ohr zu weh'n:
„Wie wagst du's unter alten Leuten,
„Du junges Blut, so keck zu schreiten?

„Wir stehen da seit längren Jahren,
„Als sie dir Einer zählen mag!
„Wo warst du noch, als wir schon waren?
„Wo trifft dich unser letzter Tag?
„Du wagst uns lächelnd anzublicken?
„Uns dünkt, du sollst dich vor uns bücken!“

Und wenn mir Solches kommt zu Sinnen,
Da zieh' ich allgemach den Hut,
Und schleich' in heil'ger Scheu von hinnen,
Ich unerfahrnes, junges Blut;
Sie scheinen dann mit mildem Fächeln
Des Jünglings Ehrfurcht zu belächeln.

VI.

Der Meister und sein Bau.

Schon steht er losgeschälet von Bretern und Gerüst
Der Dom, der mit dem Giebel die nächtigen Wolken küßt;
Der Bau ist stark und riesig, als ragt' er zum Himmel hinein,
Und unten steht der Meister, der ist so schwach und klein.

„Nun, ruft er, ist's vollendet! Was erst auf Pergament,
„Steht in der Welt nun offen, wo's Jeder nennt und kennt!
„Was ich mit Stab und Zirkel allein der Nacht vertraut,
„Ragt hier von tausend Händen für tausend Jahr' erbaut.

„Und hätt' ich tausend Hände, von Eisen jede Hand,
„Und faßt' ich zugleich mit allen hier dieses Werkes Wand,
„So rückt' ich doch keinen Pfeiler von seinem Gestelle los: —
„Ich schuf's, und Gott nur bricht mir's! Ha, Mensch! Wie bist du groß!“

Er ruft's und starret trotzig empor zum Wolkensitz,
Gleich einer leisen Rüge zuckt fern am Ost ein Blitz.
„Doch seltsam, beginnt er ernster, — was ich geheim erdacht,
„Steht hier im freien Leben und überragt die Nacht!

„Mein Werk ist's nur und sieht doch so übergroß auf mich;
„Ich kann's nicht widerrufen, ich kann nicht sagen: Brich!
„Und lebt' ich hundert Jahre, läg' hundert Jahr' im Grab,
„Und stände dann auf, so säh' es noch stolz wie heut' herab!

„Und hätt' ich tausend Hände, von Eisen jede Hand,
„Und faßt' ich zugleich mit allen des eignen Werkes Wand,
„So riß' ich doch wohl keinen von allen Pfeilern ein: —
„Ich schuf's und kann's nicht brechen — ha! Mensch, wie bist du klein!“

Der Baum der Lieder.

„Nun wiederum ein Blättchen!“
So sag’ ich oft zu mir,
Wenn ich ein Lied gedichtet,
Wie eben dieses hier.

„Nun wiederum ein Blättchen,
„Und also Blatt auf Blatt,
„So lang das junge Bäumchen
„Noch Mark und Leben hat!“

Doch wenn nun deine Laune
Ihm Trieb um Triebe raubt,
Wird es nicht einmahl dorren,
Entblütet und entlaubt?

Wird es nicht, eh’ der Winter
Noch kommt mit seiner Noth,
Gleich einem Kreuz am Hügel
Dastehen, kahl und todt?

Wirst du, wenn man am liebsten
Noch Grünes möcht’ erspäh’n,
Nicht einst ein Blättchen suchen,
Und ach! kein Blättchen seh’n?

Doch nein! — ich kann's nicht glauben,
Es wäre gar zu schwer!
War's jemahls echte Blüte,
So stirbt ihr Keim nicht mehr.

Es ist der Baum der Lieder
Wohl der getreuste Baum;
Sich aus sich selbst verjüngend
Spürt er den Winter kaum.

Er säuselt seinen Pflanzer
Oft ein zur letzten Ruh',
Und flistert wohl dem Wandrer
Noch seinen Namen zu.

VII.

Die sieben Jungfrauen.

Ihr sieben Jungfrau'n, weh euch dort
Auf eurem Felsenneste!
Die Keuschheit ist ein schwacher Hort,
Wo Frechheit sitzt zu Feste.
Und wärt ihr rein wie Märzenschnee,
Viel Schnee ist schon zerflossen;
Denn was dort flimmt, ein Flammensee,
Sind Attila's Genossen.

Sie zieh'n heran, sie zieh'n herauf
Des Schwarzwald's breiten Rücken,
Ruin bezeichnet ihren Lauf,
Und Wuth entstrahlt den Blicken.
Schon sah'n sie roth im Sonnenschein
Das Schloß am Felse kleben,
Wo jene Jungfrau'n hold und rein,
Gleich sieben Heil'gen, leben.

Schon haust im öden Felsenschloß,
Wo sonst nur Psalmen schallten,
Ein frecher, böser Hunnentroß
Mit zügellosem Walten.

Von Becherklang und Zechersang
Erdröhnt's mit wildem Wüthen;
Die sieben Jungfrau'n zittern bang,
Wie zarte Frühlingsblüten.

Getrost, ihr Jungfrau'n, steht ja doch
An heil'ger Waldesstelle,
Zu schirmen euch vor Frevel, noch
Die nahe Bergkapelle!
Wohl hat sie euer Vater euch
Vorahnend aufgebauet,
Auf daß ihr fest und glaubenreich
In Nöthen ihr vertrauet.

Nur einem alten Diener kund,
Gehau'n in engem Bogen,
Ist tief im finstren Bergesschlund
Ein Pfad zum Wald gezogen.
Die Jungfrau'n fliehn auf diesem Gang,
Und hören oft ein Schüttern,
Wenn ob der Heiden Lustgesang
Des Berges Rippen zittern.

Ach, Gott! da braust's auf gleichem Pfad
Hinab, ein grimmer Drache,
Voran als Führer der Verrath,
Und hintendrein die Rache.

Die Mägdlein vorn, die Hunnen drauf,
Hinaus zum Waldesporte;
Das Kirchlein nimmt die Sieben auf,
Zuklappt die ehrne Pforte.

Doch schreckt die Frechen das nicht ab:
Was Gott und was Kapellen?
Wuth gebe, was Verrath nicht gab,
Sie geh'n, das Thor zu fällen.
Zu Hebeln wird der böse Sinn,
Zu Ärten die Begierde,
So strecken sie geschäftig hin
Der Eichen stolze Bürde.

Schon wälzt sich lang zum Wald heraus,
Gelenkt durch trunkne Zecher,
Um zu entweih'n das Gotteshaus,
Ein mächt'ger Pfortenbrecher.
Schon bäumt er sich, schon fällt er vor,
Zu schänden die Kapelle.
Umsonst — da läßt nicht Spalt, noch Thor,
Sich mehr erspäh'n zur Stelle.

Geschlossen sind durch Gottes Macht
Die Pforten, wie die Scheiben.
Das Kirchlein ward zum Felsenschacht,
Und trotzt dem eitlen Treiben.

Zur Tann' auf moosbewachsnem Spring
Erblich des Kreuzes Schimmer,
Und wo noch erst das Glöcklein hing,
Nickt ödes Steingetrümmer.

Doch aus des Wunderschachtes Mund
Ertönt ein seltsam Klingen,
Recht um aus tiefem Bergesgrund
Zum Herzensgrund zu dringen.
Das sind die Jungfrau'n hold und rein,
Die sangen aus den Steinen:
„Und müßt' es durch ein Wunder seyn,
„Der Herr beschützt die Seinen!"

Geständniß.

Heureuse la beauté, que le poëte adore!
Alph. de La Martine.

„Ja, — Cynthia! so murmelt noch die Flut
„Des Anio durch Tibur's Felsgesteine;
„Noch lispelt's: Laura! in Vauklüsens Haine;
„Und wenn schon lange dies Jahrhundert ruht,
„Wird in Ferrara's stolzen Marmorhallen
„Eleonora's Name noch erschallen!

„Beglückt die Schönheit, die ein Dichter liebt,
„Beglückt der Name, den sein Mund besungen!
„Er schwebt lebendig noch auf Enkelszungen,
„Er bleibt ein Stern, den keine Wolke trübt:
„Was man vom Dichter mag Erhabnes sagen,
„Theilt ihr sich mit, für die sein Herz geschlagen!“ —

So rief im Selbstgefühl ein Dichter aus. —
Ich kann die Schönheit drum nicht glücklich preisen,
Und wänd' auch ein Petrark aus seinen Weisen
Ihr einen ewig duft'gen Liederstrauß;
Oft muß sie ihrer Zukunft goldne Strahlen
Mit einer düstren Gegenwart bezahlen!

Das Herz der Schönen haftet an der Welt;
Sie können dulden, wollen aber glänzen; —
Der arme Sänger schwärmt von Kron' und Kränzen,
Wenn keine Sonn' auch in sein Stübchen fällt.
Gehuldigt will das Weib dem Gatten wissen, —
Er singt sein Lied auch zwischen Felsenrissen.

Die Schöne will dem Dichter Alles seyn, —
Er aber hat der Muse sich verschrieben.
Er dichtet nicht, als müßt' er's, um zu lieben,
Oft, um zu dichten, liebt er, scheint's, allein.
Die Frau'n verlangen ganz des Mannes Busen,
Sonst eifern sie, und wär's auch mit den Musen.

Wir sind ein sonderbares Volk fürwahr:
Wir wissen manchmahl selbst uns nicht zu fassen,
Oft wollen wir uns störrig schelten lassen,
Oft legen wir die Seelen offen dar;
Und will man uns um unser Innres fragen,
So können wir's wohl singen, doch nicht sagen.

Gar kluge, treue Augen thun uns Noth,
Die leicht bemerkend leicht auch übersehen,
Die, wo ein andres blind ist, uns verstehen,
Und mild uns schonen, wo ein andres droht;
Und fast nicht kleiner, als des Dichters Streben,
Ist auch die Kunst, beglückt mit ihm zu leben.



Für glücklich halt' ich drum die Schönheit nicht,
Nur weil sie vielbeneidet lebt im Liede.
Es hieß gewiß nicht jedes Blättchen „Friede“
Am Lorbeer, welcher Laura's Stirn umflicht,
Und zitternd mochte wohl an Tasso's Kränzen
So manche Thrän' Eleonora's glänzen!

VIII.

Die Todtenfeier.

Am Hügel bei Sankt Jakob, von dem ihr Basel schaut,
Da sitzt ein lustig Völkchen und singt und bechert laut;
Da schäumt in hellen Humpen der blutigrothe Wein,
Da freut sich Mann und Mädchen im herzlichen Verein.

Es war vor langen Jahren wohl auf demselben Platz,
Daß sich die Väter schlugen für ihren höchsten Schatz;
Gefährdet war die Freiheit, manch Tausend stürmt' heran,
Ein winzig Häuflein setzte sein kostbar Leben dran.

Aus Schweizerblut erblühte der Freiheit Blume neu; —
Drum wogt am Jahrestage das Volk so laut herbei,
Und läßt im Humpen schäumen den blutigrothen Wein,
Und jubelt, Mann und Mädchen, im herzlichen Verein.

Da trat einmahl ein fremder, hochweiser Mann hinzu,
Und sprach zu einem Schweizer: „Ei, Freund, was becherst du?
„Der Wein, von dem du trinkest, wie schmeckt er dir doch gut,
„Und wuchs vielleicht so blutig aus deines Ahnherrn Blut?

„Wo eure Väter ächzten, da singt und jubelt ihr,
„Wo ihre Knochen modern, seid ihr zum Reigen hier!?
„Zieht lieber Grabesglocken, pflanzt Todtenkreuz' umher: —
„Solch weltliches Frohlocken ziemt hier sich nimmermehr!“ —

Dem Schweizer flammt's im Auge, da er die Mahnung hört,
Dann sich bemeisternd spricht er: „„Ei, thut nicht so empört!
„„Mag immer hier im Becher der blutigrothe Wein
„„Von meines Ahnherrn Blute so roth geworden seyn!

„„Mag immer, wo ich stehe, Gebein der Väter ruh'n:
„„Ich schwinge doch den Becher und glaube recht zu thun!
„„Sie haben hier verblutet für unsres Landes Glück,
„„Sie kauften ihren Enkeln den freien Sinn zurück.

„„Waß ärgern, denk' ich, müßten sie sich in ihrem Grab,
„„Wenn wir das Gut mißkennten, das uns ihr Blut einst gab;
„„Der Jubelsang, mit welchem wir ihrer Spend' uns freu'n,
„„Muß den verehrten Schläfern ein heil'ger Wohlklang seyn!““ —

Der Schweizer ruft's und leeret sein Glas mit nassem Blick;
Der fremde, weise Mahner zieht sich beschämt zurück,
Und rings ertönt: „Nichts ehret wohl mehr den großer Mann,
„Als wenn wir froh genießen, was er uns kühn gewann!“

Der Glöckchenwalzer.

Lichter flimmern, Saiten klingen,
Losgelassen ist die Lust,
Walzend wogt es auf und nieder,
Aug' in Auge, Brust an Brust.

Zauberische Melodien
Schmeicheln sich in's Herz hinein:
Untreu muß es, wider Willen,
Seinem liebsten Grame seyn.

Und die Lüfte selbst ermatten,
Fenster werden aufgethan,
Und die müden abzulösen
Wogen frische Lüftern an.

Und in kühler Fensterecke
Stand ich, ein Vergessner, da,
Ernst genießend, was ich hörte,
Still betrachtend, was ich sah.

Horch! da tönt ein neuer Walzer,
Klag' und Jubel im Verein,
Und als schmelzende Begleitung
Tönt ein Glöckchen silbern drein.

Er entzückt die frohen Tänzer,
Macht beinah die Spieler irr,
Wie erfaßt von Zaubertaumel
Wogt das brausende Gewirr. —

Jetzt verstummten Flöt' und Geige,
Nur das Glöcklein klang noch bang: —
Denn es war das — Todtenglöcklein,
Das durch's offne Fenster klang!

IX.

Die Klag'.

Was ist dem Armen nur gescheh'n?
Er sieht so bleich und blaß;
Mehr Wanken ist das als ein Geh'n,
Sein Aug' ist starr und naß.
Den Mantel zieht er fest um's Ohr,
Sein starker Körper brach,
Entgeistert stürzt er durch das Thor,
Als keucht' ihm Einer nach.

Sein Mädel log ihm Treu und Eid,
Sein Mädel lacht' ihm Hohn,
Sein Mädel gab statt Seligkeit
Ihm Trug und Spott zum Lohn.
Drum stürzt er so voll Wuth und Glut
Auf's Daunenbett und lacht,
Weint wieder laut, heult, flucht und ruht,
Und schlummert halb und wacht.

Und zwölf Uhr hallt's vom nahen Thurm
In's Haus, in dem er wohnt,
Und seine Schwingen regt der Sturm,
In Wolken tritt der Mond.

Und knitternd dröhnt und knisternd schleift
Es durch die Gassen her
Und wimmernd kratzt und heulend streift
Es über's Pflaster schwer.

Ein gräulich Nachtbild rollt herbei,
Und rollt zum Haus und rollt,
Gleich einer Kugel hohl und scheu
Und dumpf, wie Donner grollt.
Das ist die Klag', sie geht durch's Thor,
Schleppt sich den Hof entlang,
Hüpft Stuf' um Stufe träg' empor
Und summt von Gang zu Gang.

Und jetzo vor des Zimmers Thür,
In dem der Arme schlief,
Da legt sie quetschend sich hinfür,
Und orgelt wild und tief;
Wehklaget, wie ein Südorkan,
Weint, wie ein Todtenlied,
Und sieht sich wie ein Schädel an,
Der blaue Funken sprüht.

Und Allen ward im Hause bang,
Sie wußten nicht, warum?
Und sprachen ein Gebet im Drang,
Und sah'n sich fröstelnd um.

Doch als der Morgen kam heran
Mit Trost und Lebenslust,
Da lag der arggetäuschte Mann,
Ein Messer in der Brust.

Vom lieben Monde.

Ich war beglückt, war seelenfroh,
War ganz ein Mann der Lust;
Ich trug — wann werd' ich's wieder so?
Den Himmel in der Brust;
Da hing der liebe Mond so klar
Im blauen Zelt der Nacht,
Da paßt' er mir so ganz und gar,
Als wie für mich gemacht.

Ich war betrübt, war lebensmüd,
Ein aufgegebner Mann;
Was Blüte heißt, schien mir verblüht,
Nie war ich schlimmer dran;
Gleich einer Grabesampel stand
Der Mond am Sarg der Nacht, —
Er schien mir wie von Gottes Hand
Für meinen Schmerz gemacht.

Ich saß bei Schmaus und frohem Scherz
Behaglich hingelehnt,
In einer Stimmung, wo das Herz
Nach keinem Ding sich sehnt;

Da kam der liebe Mondenschein,
Und that so brüderlich,
Und lachte mir in's Glas hinein,
Als lacht' er nur für mich.

Ich lehnt' am Fenster still und stumm,
Und sann auf dies und das,
Und schickte Blick und Herz herum,
Weiß selber kaum, um was;
Und drüben glänzte Berg und Haus,
Vom Mond so lieb erhellt, —
Der machte mir ein Liedchen draus,
Als hätt' ich ihn bestellt.

So winkt er noch in Lust und Leid,
Bei Scherz und Ernst mir zu,
Voll Mitleid und voll Freundlichkeit,
Voll Leben und voll Ruh'.
Doch wenn er noch so lange blieb,
Er fiel mir nie zur Last:
Das eben macht ihn gar so lieb,
Daß er zu Allem paßt.

X.

Die Bestellung.

„Wir sitzen so traulich beisammen,
„Und haben einander so lieb!“
So sangen wir erst noch heiter,
Und wurden plötzlich trüb;

Und sah'n uns in die Augen,
Wir wußten nicht warum?
Und klangen an mit den Gläsern,
Und saßen wieder stumm.

Da faßt' ich ihn am Arme,
Den nebensitzenden Freund,
Und sprach: „'s ist Zeit zum Aufbruch —
„Sonst wird noch heute geweint!“

Und als wir nach Hause schritten,
Die schweigenden Straßen entlang,
Und als vom Dome nieder
Die späte Stund' erklang,

Und als die Häuser standen,
So still und geisterbleich;
So ward uns um die Herzen
Gar wundersam und weich.

Vorm Thore seines Hauses
Da drückt' ich ihm noch die Hand;
Es war mir, als sollt' er wandern
Weit — weit in ein fremdes Land.

„Leb' wohl,“ begann er, „und morgen —
„Nicht wahr, — wir werden uns seh'n?“ —
„„Ja — Morgen seh'n wir uns wieder,““ —
So sprach ich — und wollte geh'n.

„Wir müssen uns morgen sehen —
„Die Hand drauf!“ — rief er bewegt.
Ich gab ihm die Hand, wir schieden —
Auch ich war aufgeregt.

Ich ging, schlief, träumte wie immer,
Stand morgens wie immer auf,
Verfolgte nüchtern wie immer
Den nüchternen Tageslauf.

Und abends ging ich wie immer,
Und suchte den Freund mir auf;
Mußt' heute ja gar ihn suchen: —
Ich gab ja die Hand ihm drauf.

Ich poch' an seiner Thüre, —
Die alte Magd erscheint;
Ich frage sie: „Ist er zu Hause?“ —
Sie nickt mit dem Kopf und weint. —

„Was ist es, Mütterchen?“ frag' ich;
„„Ja,““ sagt sie, „„das war schnell!
„„Heut früh noch — war er so freundlich, —
„„Jetzt liegt er todt zur Stell!““

„Todt?“ ruf' ich — „„Todt““ so weint sie;
Ich stürz' ungläubig hinein. —
Da liegt er auf seinem Bette, —
Beim Himmel — das ist nicht Schein!

Wie — wie nur ist gestorben?
Genug, er starb — er ist todt!
Das Schicksal steht nicht Rede —
Genug, er starb — er ist todt!

Und schweigend sitz' ich nieder,
Und fasse die kalte Hand;
Mir war, als wär' er gewandert
Weit, weit in ein fremdes Land!

Mir war, als kläng' es von ferne
Durch's Zimmer schaurig und trüb:
„Wir sitzen so traulich beisammen,
„Und haben einander so lieb!“

Lust und Schmerz.

Mensch! wenn ein Mensch vor dir erscheint
Mit menschlich froher Brust,
Was denkst du dann im Stillen, Freund,
Von seiner hohen Lust?
Ist dein Entzücken voll und rein,
So du darüber hast?
Wird's eitel ganze Freude seyn,
Was dich mit ihm erfaßt?

Sieh, Freund, erblick' ich einen so,
Dann denk' ich stets bei mir:
„Du, guter Mann, du bist so froh,
„Stehst gar so selig hier,
„Schlürfst all' das Bischen Fried' und Freud'
„In diesem Stündchen ein,
„Und denkst nicht, wann dir nach der Zeit
„Je wieder so wird seyn?

„Wer weiß, du guter Ohnenoth,
„Der du so munter bist,
„Wer weiß, ob dieses: „Heute roth!"
„Nicht „Morgen todt" schon ist.

„Wer weiß es, ob du diesen Trank
„Nicht mit dem Tode trinkst,
„Ob nicht vom Rosenbette blank
„In's Rasenbett du sinkst!

„Wer also, denk' ich dann so fort,
„Wer also darf sich freu'n,
„Da schon das erste Blatt verdorrt,
„Wenn wir das letzte streu'n?
„Wer kann vom Herzen munter seyn,
„Wenn Nacht den Tag berührt,
„Und oft der goldne Freudenwein
„Zum Todtenweine wird?!“ —

Doch, Menschen, wenn ein Mensch vor euch
Im schmalen Sarge liegt,
Die Augen zu, die Wangen bleich,
Die Händ' an's Herz geschmiegt; —
Was denkt ihr dann? — durchfährt's euch nicht
Wie Schreck vorm Spiegelbild?
Seh' ich dem Todten in's Gesicht,
So werd' ich weich und mild.

„Ei! denk' ich mir, du stummer Mann,
„Du hast es nicht so schlecht:
„Versöhnt sieht uns dein Antlitz an,
„Und Alles ist dir recht. —

„Und doch hinwieder, wenn man's nimmt,
„So hast du's, o! recht schwer:
„Dein Saitenspiel ist abgestimmt,
„Kein Lautner stimmt dir's mehr!

„Was je darüber fuhr und klang,
„Es fuhr und klang umsonst;
„Dein Heimgang ist ein stiller Gang,
„Und stumm ist's, wo du wohnst.
„Drum denk' ich, rüstig aufgespielt,
„So lang die Saite hält!
„Nur Ein Land gibt es, wo man fühlt,
„Nur Eine laute Welt!“ —

So, Brüder, war ich oft nicht froh,
Wo Alles froh erschien,
Und sah ich eine Leiche wo,
So blickt' ich lächelnd hin.
Deß ist ja grad das Menschenherz
So höhnend sich bewußt:
Nie hat es einen ganzen Schmerz,
Nie eine ganze Lust!

Dritte Lese.

Mag Euch Alles gleich nicht munden:
Alles glückt auch Meistern nicht!
Wenn Ihr Etwas nur gefunden,
Was Euch mehr zum Herzen spricht!

I.

Die beiden Gräber.

Zwei feindliche Geschlechter wohnen
In Spaniens alter Königsstadt,
Die nichts in ihrem Hasse schonen,
Des tiefsten Grolles nimmer satt.
Das Fluchkorn, so die Väter säten
Im Taumel blinder Eifersucht,
Gepfleget wird es, statt zertreten,
Und wuchert auf zur üpp'gen Frucht.

Doch wie am starren Gletscherhange
Die Alpenrose freundlich glüht,
So ist, zum Trotz dem frevlen Zwange,
Die frömmste Lieb' auch hier entblüht.
Alfons, des einen Hauses Erbe,
Wächst hier zu kühnem Heldenlauf,
Und würdig, daß er um sie werbe,
Lorenza dort als Erbin auf.

Die Liebe läßt sich nicht bedeuten,
Was nicht geschehen soll, geschah:
Das Kinderpaar der Haßentzweiten
Sieht sich und liebt, seit es sich sah.

Und liebt so heimlich, weil so innig,
Und liebt so innig, weil so fromm,
Und birgt vor aller Welt so sinnig,
Was längst zur hellsten Glut entglomm.

Wohl sehen sie den Abgrund offen,
Und keinen Engel, der ihn schließt;
Doch Schwestern sind sich Lieb' und Hoffen,
Und das erwärmt, wo jene sprießt.
Oft brüten sie an Sühnungsplanen;
Und fiel' auch ihre Thrän' auf Erz,
So bleibt ja ihrem sel'gen Ahnen
Noch ihre Liebe, noch ihr Herz.

Wer ist, wenn sie sich so begegnen,
Wer ist wohl glücklicher, als sie?
Sie sind versucht, ihr Leid zu segnen:
Ihr Leid ist ihre Harmonie.
Wenn Aug' im Auge perlend schimmert,
Wenn Seufzer sich in Seufzer mischt,
Und, wie die Sonn' aus Nebeln flimmert,
Ein Lächeln dann den Gram verwischt;

Wenn sie auf sich beschränkt sich fühlen,
Selbstschöpfer einer eignen Welt;
Wenn sie mit dem Geschosse spielen,
Das, eh' sie's ahnen, wohl schon fällt;

Wenn sie den Finger kühn verachten,
Der zürnend ihrem Bunde droht,
Das Meer von Sehnen dann und Trachten
Verschlingt den Tropfen ihrer Noth.

Doch endlich trifft der Pfeil; verrathen
Wird, was er längst geahnt, dem Haß,
Bedroht sieht er die Höllensaaten,
Die er mit Schadenfreude maß.
Doch Liebe soll ihm nicht zerstören
Den langgebauten, eh'rnen Plan:
Der Eine mag den Sohn nicht hören,
Der Andre grollt die Tochter an.

Hier droht die Vaterhand erhoben
Alfonso'n mit des Fluches Grau'n,
Gebeugt ist dort von wildem Toben
Lorenza's krankes Haupt zu schau'n.
Verkerkert hinter Schloß und Riegel,
Zergrämt sich hier und dort die Noth; —
Doch Liebe findet ihre Flügel —
Wenn nirgend anders — doch beim Tod.

Und diesem reifen sie entgegen,
Mit gleichem Schritt, ein gleiches Paar,
Ein Herz weiß von des andern Schlägen,
So scheint's: — denn Beide bricht Ein Jahr.

Zu Beiden tritt an Einem Tage
Der düstre Friedensengel ein;
So sargt sie mit verhaltner Klage
Der Eltern Haß im Todtenschrein.

Nur daß man ihnen Eins erfülle,
Verlangten sie der Welt noch ab:
Beisammen — hieß ihr letzter Wille —
Beisammen wünschten sie ihr Grab.
Wie feilscht der Haß, der dumpfergrimmte,
Selbst um dieß Recht noch mit dem Tod;
Allein des Richters Spruch bestimmte:
Der letzte Wille sei Gebot!

So trägt man, was getrennt im Leben,
Denn nun vereint zum letzten Haus;
Hier schläft Alfons, und hart daneben
Ruht hier Lorenza schlummernd aus.
Doch fühlt der Haß sich's nicht verleidet,
Und mitten auf den schmalen Raum,
Der schonend beide Gräber scheidet,
Pflanzt er — erfindrisch — einen Baum.

Pflanzt ihn, daß er die Wurzeln berge,
Daß er hinablang' in den Grund,
Und von einander dräng' der Särge
Geheimnißvollen Gräberbund.

Und wirklich scheint es so zu werden;
Schon grünt der Stamm im Frühlingsglanz,
Und vielfach in den Schooß der Erden
Verzweigt er seinen Wurzelkranz.

Doch wunderbar! die Wurzeln drängen
Nicht auswärts, Sarg von Sarge nicht,
Man sieht sie unten durch sich zwängen,
Wie sich um's Korn die Hülse flicht.
Und dichter schwellen sie und drücken
Gewalt'ger Truh' an Truhe vor,
Und grünen aus des Hügels Rücken
Als Doppelmonument empor.

Die Ältern seh'n's mit schwächrem Grollen,
Durch Zufall einst am Grab vereint,
Sie wissen selbst nicht was sie wollen,
Ihr Aug' beschämt den Haß — und weint.
Und durch das junge Blattgetriebe
Scheint es zu weh'n im Maienlicht:
Das Herz sich brechen läßt die Liebe,
Sich trennen läßt die Liebe nicht.

An die Unduldsamen.

Ach! daß man die Zeit der Liebe
Doch so gern und schnell vergißt!
Daß, wer heute noch ihr Priester,
Morgen schon ihr Quäler ist.

Sieh! wie sie die Achseln zucken,
Seh'n sie nur ein Paar, das liebt,
Und den Pfeilen ihres Witzes
Eine Brust zur Scheibe gibt;

Seh'n sie, wie gewandt und arglos
Hand und Blick Erwiedrung sucht,
Wie dem Herzen jede Knospe
Reift zu einer goldnen Frucht;

Seh'n sie, wie man um ein Stündchen
Wortverlegner Gegenwart
Lange Tage, längre Nächte
Kargend oft sich weggespart.

Und doch träumten diese Richter,
(Ist's ein Traum) wie ich und du;
Stürmten unter gleichen Fahnen
Einem gleichen Ziele zu.

Schalten damahls den, der lachte
Ihrer heil'gen Harmonie,
Und nun schelten diese Kalten
Den, der thut, wie damahls sie.

Damahls — wären sie der Erde
Herrn gewesen eine Nacht, —
Ach, wie hätt' ihr Glück als Sonne,
Jeder Liebe Glück gelacht!

Und nun nehmen sie die Schaufel
Ihrer Seelenlosigkeit,
Einen Baum zu untergraben,
Dessen Frucht auch sie erfreut.

Und nun lohnen sie mit Spotte,
Was sie sich zu haben freu'n,
Gleich als wollten sie verläugnen,
Daß sie dadurch glücklich sei'n.

Arme Spötter, nehmt den Spiegel
Eurer Jugend doch zur Hand,
Und beschaut nur eure Züge,
Ob denn jede Spur verschwand!

Jede Spur, daß dieses Auge,
Das mit Seitenblicken straft,
Auch einmahl zur Wiege diente
Namenloser Leidenschaft;

Jede Spur, daß diese Lippen,
Die nun kalter Hohn entstellt,
Andre Lippen suchten, fanden,
Und nicht küssenssatt geschwellt;

Jede Spur, daß dieser Busen,
Den nun strenger Ernst umhüllt,
Nur gepreßt an einen andern
Sein entfesselt' Blut gestillt;

Jede Spur, daß diese Hände
Bettelten um einen Druck;
Daß dies Haar sich ließ berauben,
Zum Entgelt für schönren Schmuck;

Daß der Mensch, an dessen Schulter
Nun vielleicht ein Antlitz lehnt,
Um dies Antlitz auch geworben,
Um dies Weib sich auch gesehnt!

So in eurer Jugend Spiegel
Blickt nach euch, ihr Spötter, um!
Wenn man liebte, Liebe quälen,
Bringt — bei Gott! geringen Ruhm!

II.

Des Menschen Bild.

Der Dänenkönig Sigar saß trüben Angesicht's;
Er rief die Schaar der Freunde, — sie kam, — doch sprach er nichts.
Und endlich hob er langsam die Augen himmelwärts,
Und öffnete die Lippen und sprach mit innrem Schmerz:

„Ich bin ein alter König, hab' viel gewirkt, gestrebt,
„Hab' lange mit den Menschen als Mensch geirrt, gelebt,
„Hab' matt den Leib gerungen und grau gekämpft mein Haar,
„Und dennoch weiß ich nimmer zu sagen, wer ich war.

„Meerwogen laß' ich geißeln, wofern es mich erfreut,
„Eisberge rollen nieder, wofern mein Wink gebeut,
„Für Alles hab' ich Bilder, was fliegt und steht und quillt,
„Und dennoch such' ich immer umsonst für mich ein Bild!

„Was ist der Mensch? — Ein Träumer? — Träumt er, oft wacht er doch!
„Was ist der Mensch? — Ein Schemen? — Mein Leben lebt mir noch!
„Er ist zu groß ein Würmchen, — zu klein ein Gott zu seyn,
„Zu hart für eine Blume, zu weich für einen Stein.

„Sein Bild ist nicht die Schlange, sein Bild ist nicht der Aar: —
„Ich bin ein alter König, und weiß nicht wer ich war!
„Geht, ruft mir meinen Skalden, der trank aus Mimer's Quell:
„Er schaffe mir vom Menschen ein treues Bild zur Stell!“

Der Skalde kommt gegangen, der König fragt bewegt;
Der Skalde faßt den Griffel, den er am Gürtel trägt;
Und an die Mauer tritt er mit still erhobnem Sinn,
Und zeichnet einen Zirkel und wieder einen hin. —

Mit Staunen sieht die Menge dem sondren Maler zu. —
„„Das ist der Mensch, o König, — das, spricht er, bist auch du!
„„In diesem Zirkel schaust du des eignen Leib's Geschick:
„„In seinen Anfang eilt er, der Staub in Staub, zurück.

„„In jenem aber schaust du der eignen Seele Glück:
„„In ihren Anfang eilt sie, das Licht in Licht, zurück!““ —
Der König aber hört es, und drückt des Skalden Hand,
Und wischt mit seinem Mantel die Zirkel von der Wand.

Bitte.

Seht ihr mich an manchem Tage
Thun, als wüßt' ich mich allein;
Gleich' ich, taub für jede Frage,
Meinem eignen Bild von Stein;

Nennt der Zeiger meiner Augen
Euch den Lauf der Seelenuhr;
Schein' ich euch nur Gift zu saugen
Aus dem Becher der Natur;

Laßt dann immer mich gewähren,
Und verschwendet kein Bemüh'n,
Sucht mich ja nicht zu bekehren,
Oder unter euch zu zieh'n.

Keines Scherzes tändelnd Witzeln
Bannt den Geist, der da mich faßt,
Keine Schmeichelfinger kitzeln
Mich in Schlummer oder Rast.

Keines Vorwurf's herbe Rede
Macht mich irr in meinem Thun;
Eh' sie abgethan die Fehde,
Bringt mich keine Macht zum Ruh'n.

Seht das Meer, wenn seine Wellen,
Aufgewühlt von innrem Krampf,
Grollend aufeinander schwellen,
Und entglüh'n im Bürgerkampf!

Thorheit dann, die Flut zu streicheln,
Daß sich leg' ihr dumpfer Groll;
Ihr mit Balsamtropfen schmeicheln,
Daß sie ruhig werden soll;

Thorheit auch, sie drob zu geißeln,
Daß sie möge stille steh'n: —
Sie wird ihre Wirbel kräuseln,
Ihr mögt drohen oder fleh'n.

Seht, so ist's mit den Gedanken
Und Gefühlen meiner Brust;
Oft im Stürmen und im Schwanken
Feiern sie ganz eigne Lust.

Darum wollt mich dann nicht stören!
Sei der Himmel noch so grau:
Ewig kann der Sturm nicht währen,
Einmahl wird es wieder blau!

III.

Der närrische Küster.

Ein eisiger Dezemberwind
Durchsaust die öde Flur,
So weit der Nebel schauen läßt,
Nicht eine Lebensspur.

Nur von der Kirchhofmauer her,
Wo still der Küster wohnt,
Da färbt ein matter Flammenschein
Den grauen Horizont.

Der Wandrer, der des Weg's verfehlt,
Wähnt dort das Dorf zu schau'n; —
Und kommt und sieht er, wo er steht,
Dann faßt ihn fröstelnd Grau'n.

Den närr'schen Küster sieht er dort
In kalter Nacht allein;
Gekauert sitzt er auf ein Grab
Bei mattem Flammenschein.

Ein morsches Bret ist, was er brennt,
Und offen gähnt ein Grab;
Drein sinkt mit mancher Flocke Schnee
Auch manche Thrän' hinab.

Und näher zieht's den Pilger hin:
Das Grau'n hat eignen Reiz;
Nicht merkt, so scheint's, der Küster ihn;
Er lauscht an einem Kreuz.

Der Küster aber sitzt und sinnt,
Und schaut in's Flammenlicht;
Sein Leib ist starr, sein Bart bereift,
Er aber achtet's nicht.

Er thut als wär' ihm noch so warm,
Hält nur die Hand zur Glut,
Und scheint bei seinem kalten Thun
Recht warm an Muth und Blut.

Der Pilger ahnt wohl was es sei,
Tritt vor den stillen Mann,
Und da er nicht erstaunt ihn sieht,
Spricht er ihn freundlich an:

„Gott sei mit Euch! Es saust so kalt,
„Daß mir's ganz frostig wird;
„Und Ihr sitzt bei so karger Glut, —
„Wie kommt's, daß Ihr nicht friert?“ —

„„Bei dieser Glut — ich frieren? — Ha!
„„Mir ist recht wohl zu Muth!
„„Ich brenn' ein Bret von Liebchens Sarg:
„„Das gibt 'ne warme Glut!““

Maß für Schmerzen.

Ihr scheltet meinen Unmuth — Traum,
Und spottet meiner Trauer,
Weil eine kurze Stunde kaum
Oft ihre längste Dauer.

Wehleidig heißt ihr mich und schwach,
Und kindisch meine Thränen,
Wenn mir das Herz beinahe brach
Vor namenlosem Sehnen.

„Ein Stündchen," sprecht ihr, „trüben Blick,
„Und Alles dann vorüber;
„Und doch erkennst du nicht dein Glück,
„Und jammerst wohl noch drüber!"

O Freunde! meßt die Trauer mir
Nach Stufen nicht und Stunden!
Im Herzen liegt das Maß dafür,
Wo sie sich eingefunden.

Ein weiches Herz — ein tiefer Schmerz,
Und währt' er nur Minuten,
Und was oft kalten Seelen — Scherz,
Läßt warme dran verbluten.

Und ach! wer kann die warme Brust
Mir kühlen oder nehmen?
Wer zügeln ihre heiße Lust,
Wer sänftigen ihr Grämen?

Was eure kaum in Jahren fühlt,
Sie fühlt's in Augenblicken;
Was euch kaum auf die Seele zielt,
Kann meine niederdrücken.

Ein Knäul ist ihr der kleinste Gram,
Woran sie zerrt und windet,
Bis sie so tief in's Rütten kam,
Daß die Geduld ihr schwindet.

Der kleinste Funk' ist ihr ein Brand,
Woran sie bläst und schüret,
Bis sie sich plötzlich übermannt
Von wilder Lohe spüret.

Dann bricht sie los, dann flammt sie auf
In unnennbarem Hader,
Und jagt das Blut in raschem Lauf
Von Ader mir zu Ader.

Drum messet nicht nach Stunden mir
Der Seele tiefe Schmerzen!
Das einzig wahre Maß dafür
Liegt nur im eignen Herzen.

IV.

Die Gräfin von Querfurt.

Am schönen Quellbrunn einsam geht
Der heilige Bruno, vertieft in Gebet;
Und was er so sinnet im Stillen erbaut,
Das singen die Vöglein des Waldes gar laut.

Da kommt ein Weib des Weges daher,
Sie trägt an einem Kessel schwer,
Darüber ist ein Mantel gedeckt,
Als wäre drein was Geheimes versteckt.

Und wie sie so huscht an dem Heil'gen vorbei,
Da tönt aus dem Kessel ein wimmernd Geschrei;
Und Herz und Auge zieht es ihm hin;
„Weib!“ fragt er, „was trägst du so heimlich darin?“

Das Weib, erschrocken, es stammelt schnell:
„„Nichts! — Junge Wölflein — trag' ich — zum Quell!““
„Ei, Wölflein?“ — „„Hündlein!““ — „Laß mich doch seh'n:
„Vielleicht möcht' eins zu Gesichte mir steh'n!“

Das Weib setzt ab mit verstörtem Blick;
Der Heilige streift die Hülle zurück:
„Herr Gott! Nicht Hunde, — das sind ja fürwahr
„Acht Kindlein, wie kaum sie die Mutter gebar!“

Das Weib sinkt niedergedonnert in's Knie,
Der Heil'ge betrachtet die Kinder und sie,
Dann ruft er ergriffen von Zweifel und Angst:
„Gestehe, so wahr du dein Heil verlangst!“

„„Herr!““ schluchzt sie, — „„vergebt! Sie sind nicht mein,
„„Graf Gebhard auf Querfurt nennet sie sein.
„„Euch, seinem Bruder, ist's wohl bekannt,
„„Wie daß er gezogen in fremdes Land.

„„Indeß gebar ihm die Gattin daheim,
„„Neun Früchte trug ihr ein Lebenskeim.
„„Ihr wißt, Herr Gebhard ist rauh und wild,
„„Dem leichtlich das Herz von Unmuth schwillt.

„„Beschwerliche Reden führt' er sogar,
„„Wenn reichlichen Segen ein Weib wo gebar;
„„Drum lag auch verzweifelt die Mutter da,
„„Als gar neun Würmlein sie vor sich sah.

„„Mit grollendem Herzen wird er sie seh'n,
„„Als wär's nicht mit rechten Dingen gescheh'n;
„„Wird ehrlos schelten Kinder und Weib,
„„Wird wild sich vergreifen an ihrem Leib.

„„Drum lieber ihr Leben geknickt im Keim,
„„Das neunt' und stärkste nur bleibe daheim!
„„So überwältigt' in bangem Gewühl
„„Des Vaters Rauhheit der Mutter Gefühl!““

Der Heilige schaudert, da er's vernimmt,
Faßt Kindlein um Kindlein dann weichgestimmt,
Besprengt sie tausend mit heiliger Flut,
Und spricht: „Sie bleiben in meiner Hut!

„Geh' heim und sag', es wäre vollbracht,
„Und hülle das grause Geheimniß in Nacht.
„Ich will für sie sorgen, was auch da kommt,
„Der Herr wird's wenden so, wie es frommt!“

Das Weib geht heim, der heilige Mann
Nimmt warm der geretteten Kindlein sich an;
Aufblüh'n sie, so wie er's von Gott sich erfleht,
Acht Röslein, ein liebliches Blumenbeet.

Oft küßt die Gräfin den neunten Sohn,
Für acht verkaufte den blutigen Lohn,
Und starrt ihn an und seufzt vor Qual: —
Schier faßt ein Argwohn den rauhen Gemahl. —

Neun Jahre steigen in's Zeitengrab,
Da ruft Herrn Bruno die Pflicht fernab;
Im scheint's im Geiste wohl vorzugeh'n,
Als sollt' er die Heimat nicht wiederseh'n.

Drum eilt er zu seinem Bruder hin,
Und spricht ihm mit warmer Rede zu Sinn,
Und sagt ihm, wozu er die Gattin trieb,
Und wie's durch ein Wunder verhütet blieb.

Und läßt sich's beschwören mit heiligem Eid,
Der Mutter es nicht zu entgelten durch Leid.
Dann eilt er zur Gräfin und leuchtet mit Macht
Zu tiefst ihr hinab in des Herzens Schacht.

Und als sie zerknirscht in Thränen versinkt,
Da ruft er den Grafen, entfernt sich und winkt,
Und siehe, durch's Thor herzinnig gerührt,
Da nahen acht Knäblein, vom neunten geführt.

In gleichem Gewand, gleich golden an Haar,
Die kindlichen Augen gleich blau und klar,
Gleich roth die Wangen vom Jugendschein,
Sind's neun in Einem und Einer in neun!

Und wie nun des jungen Lebens so viel
Sich rührt und regt in lust'gem Gewühl,
Und wie sich's um Vater und Mutter drängt,
Und schmeichelnd an Knie und an Arme sich hängt;

Da schmilzt wohl des Grafen verhärteter Sinn,
Da wirft die Mutter in Thränen sich hin;
Da ist bei einander groß Freud' und Leid,
Ein Schwanken von Vorwurf und Seligkeit.

Herr Bruno aber blickt auf zu Gott:
„Du ließest mich, Herr! nicht werden zu Spott!
„Laß werden die Ältern den Kindlein gleich:
„Denn ihrer ist ja das Himmelreich!“

Mein Wecker.

Nicht Räderuhr, nicht Schlagwerk und Gewicht,
Selbst Morgenglock' und Haushahn brauch' ich nicht,
Auch weder einen Knecht, noch eine Magd,
Die mich allmorgentlich zu wecken zagt.

Denn einen Wecker hab' ich nebenan,
Der es weit besser, als sie alle kann,
Er zupft mich nicht an Zehe, Nas' und Haar,
Vom Herzen aus weckt er mich wunderbar.

Der kleine Wecker aber ist mein — Kind,
Der weckt mich zuverläßig und geschwind.
Ein Laut, ein Schrei — so ist es mir genug:
Weiß Gott! er kennt den rechten Glockenzug!

Dann spring' ich hin zu ihm und seh' mit Lust
Sein liebes Lächeln nach der Mutterbrust,
Und frommer Wünsche wird mein Herz so voll,
Wie es am Morgen eben werden soll.

Und weckt er oft mich etwas früher auch,
Als es vordem gewesen mein Gebrauch,
Ich bin gleichwohl der Erste nicht empor: —
Die Muttersorge kam mir stets zuvor.

Und sollt' ich manchmahl auch der Erste seyn,
Wie wäre dieses Opfer doch so klein!
Für's Lamm erwacht der Hirt im Dämmerlicht:
Und ich — ich sollte für mein Kind es nicht?

V.

Der Falschmünzer.

Der Scherge tritt zum Richter: „Herr, draußen steht ein Mann,
„Von schwerer Schuld belastet klagt er sich selber an;
„Sein Haar ist wirr, sein Antlitz verstört, sein Auge starr,
„Und wär' er kein Verbrecher, ich meint': er wär' ein Narr!“

Der Richter heißt ihn kommen, der Scherge führt ihn vor. —
„Ihr Herrn,“ beginnt der Fremde, „leiht mir ein gnädig Ohr!
„Zu richten und zu strafen ist euer heilig Amt:
„So hört denn mein Verbrechen, und richtet und verdammt!

„Die schwerste Schuld, wie heißt sie?“ — Die Richter meinen: „„Mord!““
Der Fremde lacht: „Die garst'ge, nächst kleinere sofort?“ —
„„Verrath!““ so meint der Richter. — Der Fremde lacht: „Und dann?“ —
„„Falschmünzerei!““ so heißt es. — „Halt, Herr! nun sind wir dran!

„Falschmünzerei! — da habt ihr's. Ei seht, ihr klugen Herrn,
„Die setzt ihr an als drittes? — Ihr hälfet mir wohl gern? —
„Ich sage, sie ist ärger, als Mord, als Hochverrath!
„Falschmünzer, ja das war ich, — beschönigt nicht die That!

„„Falschmünzer?““ fragt der Richter, „„wo münztet ihr und
wie?
„„Betriebt ihr's mit Genossen? Bekennt und nennet sie!““ —
Der Fremde spricht, wie höhnend: „Ihr Herrn, verstellt euch
nicht,
„Blickt auf aus euren Büchern, blickt mir in's Angesicht!

„Erkennt ihr drauf die Spuren von Frohsinn, Liebe, Muth?
„Den Zug verwelkter Maien, die Kohl' erloschner Glut?
„Das fing mit seinen Reizen ein unerfahrnes Kind,
„Ein Kind, das gar nicht ahnte, was böse Menschen sind!

„Das Mädchen gab mir Liebe, gab Alles — Alles mir,
„Und was — merkt auf, ihr Herren — was gab ich ihr dafür?
„Ich münzte falsche Schwüre, — sie nahm sie an für bar;
„Ich münzte falsche Thränen, — sie nahm sie an für wahr.

„Ich münzte Treu' und Tugend — sie nahm sie an für Gold,
„Und unecht, falsch, erlogen, war, was ich ihr gezollt.
„Sie schien sich reich, sie prahlte mit dem, was ich ihr gab,
„Doch als sie sich enttäuschte, da sank sie in das Grab.

„Ein Mord, ihr Herrn, was ist er? — Das Eisen tödtet
schnell!
„Was ist Verrath? — Er schlachtet sein Opfer auf der Stell'!
„Falschmünzerei ist ärger, sie hält den Glauben hin,
„Vergiftet das Vertrauen, verhöhnt den graden Sinn.

„Drum sprecht, ihr Herrn, mein Urtheil! Ich bin darauf
gefaßt,
„Ich kann sie nimmer tragen die bange Sündenlast.

„Allnächtlich hör' ich's donnern: Falschmünzer! Kauf' dich
los!
„Ersetz'! Ersetz'! — Unmöglich! — die Summ' ist allzu
groß!“ —

Die Richter steh'n erschüttert, und rufen insgesammt:
„„Berathet's mit dem Himmel, das ist nicht unser Amt.
„„Wir richten nicht die Herzen, wir richten nur die That:
„„Für falsche Seelenmünze gibt's keinen Menschenrath!““

Da lacht der Fremde grinsend, dann weint er wieder drein:
„O Unglück!“ — ruft er, „unwerth des Henkerbeil's zu
seyn!“ —
Er geht, und, was kein Richter ihm gab in seiner Noth,
Gibt ihm, nach langer Buße, zuletzt der Gram, — den Tod.

Weltsinn.

Es dreht der Menschen Streben
Sich um ihr eignes Heil;
Führt nur ihr Pfad sie eben,
Sei jeder andre steil.

Sie graben sich wie ehern
In's eigne Selbst hinein,
Sind glatt für alles Nähern,
Für alles Fühlen Stein.

Du zeigst die Hand beflissen, —
Sie lachen deiner Müh';
Du zeigst die Brust zerrissen, —
Und Dornen reichen sie.

Du weisest auf Ruinen
Zerfallner Seelenruh';
Sie seh'n mit kalten Mienen
Dem letzten Falle zu.

Du zeigst, du könntest lieben,
Und fändest nur kein Herz;
Sie schelten übertrieben
Und kindisch deinen Schmerz.

Du zeigst, du könntest schaffen,
Nur fehl' es dir am Sporn;
Sie stumpfen dir die Waffen,
Und trüben deinen Born.

Du zeigst dich warm für's Gute,
Doch arm an gutem Rath;
Sie rütteln dir am Muthe
Durch Spott und falsche That.

Was kümmert sie dein Weinen,
Und was, wozu es führt?
Du darfst dir glücklich scheinen,
Wenn's nur ein Ohr berührt.

Was kümmert sie dein Fehlen,
Dein Zweifeln und dein Müh'n?
Wenn nur nicht ihre Seelen
An gleichen Ketten zieh'n.

Drum suche nicht bei Andern
Belehrung, Rath und Licht;
Sie lassen Jeden wandern, —
Wohin — ? sie kümmert's nicht

Sie gönnen ihm die Reise,
Wohin es ihm behagt,
Wenn er nur ihrem Gleise
Nicht frech sich näher wagt.

Drum still, du Herz da drinnen
Sonst bist du schlimm bestellt:
Es läßt sich nichts gewinnen
Im Treiben dieser Welt!

Verschweige deine Freuden,
Verschweige deine Pein,
Vertrau' in Lust und Leiden
Zumeist auf dich allein!

VI.

Die Unverwundbare.

Ein lodernd Gerippe steht das Haus,
Die Raublust wüthet darin mit Graus;
Die Mutter stirbt bei des Vaters Mord,
Die Tochter stürzt in Verzweiflung fort.

Mit flatterndem Haare fliegt sie voran,
Und hinter ihr her ein blutiger Mann,
Das rauchende Schwert in geballter Hand,
Im Auge der Gierde leuchtenden Brand.

„Halt, schmuckes Dirnlein, wohin so schnell?“
So ruft, sie verfolgend, der wilde Gesell;
„Komm her, mich verlangt es nach solchem Schatz:
„Die Fackel leuchtet, geräumt ist der Platz.

„Was kümmert mich Rache, was Gold und Gestein?
„Hier kann ich Alles in Allem seyn!
„So lüstern bleich hat der Schreck dich gemalt,
„Kein Gott entreißt dich aus meiner Gewalt!

„Sieh her! das Eisen so blutigroth,
„Wohl blitzte dir's Vater und Mutter zu todt,
„Wohl führ' es so glatt in's Herzchen auch dir, —
„Doch leben sollst du mir, — leben — mir!

„Wie wirbelt die Trommel, wie knistert die Glut,
„Wie duftet's durch öde Gemächer von Blut!
„Wie lustig ist es, dem Tode zum Hohn,
„Zu ernten des Lebens beneidetsten Lohn!?“ —

Die Jungfrau vernimmt des Kriegers Wort,
Noch ärger als Brand, noch grauser als Mord;
Sie fühlt des Herzens entsetzlichste Pein:
Verfallen in rohe Gewalt zu seyn.

Da ist kein Entrinnen, da hilft kein Fleh'n,
Kein machtlos Dräu'n, kein höhnend Verschmäh'n:
Doch wenn sie zum Wahnwitz erwachsen ist,
So hat die Verzweiflung auch ihre List.

So sinkt denn, wie mit gewendetem Sinn,
Die Jungfrau dem Krieger zu Füßen hin,
Und faßt ihm die Hand, und spricht wie verzagt:
„„O schone meiner, ich bin deine Magd!

„„Ich will dir leben! — Denn sieh! dein Schwert
„„Mir schadet's nicht, wenn mein Will' es begehrt.
„„Ich weiß ein Sprüchlein aus alter Zeit,
„„Das Manchem den Leib schon gestählt und gefeit.

„„Du hast — (nicht wissend, daß du den Tod
„„Nicht geben mir kannst) — mich verschont in der Noth;
„„Du zogst dein Schwert, das über mir hing,
„„Zurück von mir um geringen Beding!

„„Darum hab' Dank und schalte mit mir!
„„Und willst du, so sprech' ich, zum Lohne dafür,
„„Das Sprüchlein dir vor, das in Kampf und Schlacht
„„So Manchen schon unverwundbar gemacht!““ —

Der Krieger stutzt, das ficht ihn an
Den albern-rohen, betäubten Mann.
„Laß hören,“ — ruft er, — „das käme mir recht,
„Und dir, Feinliebchen, bekomm' es nicht schlecht!“ —

„„Wohlan!““ — so beginnt sie, und sinkt in's Knie, —
„„Merk' auf, und vergiß das Sprüchlein nie: —
„„Alleiniger Gott, der die Unschuld schützt,
„„Und Rach' auf das Haupt des Verworfenen blitzt!

„„Umgib mich mit deinem Schirm und Schild,
„„Wenn mir der Feind nach der Seele zielt!
„„Halt' ab von mir den vergifteten Pfeil,
„„Bewahre mein Herz, bewahre mein Heil! —

„„Es ist gescheh'n! — Nun, Krieger, versuch',
„„Ob unverwundbar mich mächte mein Spruch!
„„Versuch's, hol' aus mit dem Schwert, weit, — weit:
„„Ich bin den Streich zu empfangen bereit. —

„„Hol' aus mit dem Schwert! Ich fürchte mich nicht.
„„Schon bin ich gefeit, bin wundendicht.
„„Hol' aus mit dem Schwert! Hier ist die Brust:
„„Ich bin meines Spruch's mir kräftig bewußt!““ —

Der Krieger gehorcht, holt aus mit dem Schwert,
Zu prüfen, ob sie ihn Wahres gelehrt; —
Ein Stoß, — und verblutend liegt sie vor ihm;
Hinstarrend bereut er den Ungestüm.

„„Hab' Dank,““ so stöhnt sie, „„hab' Dank, mein Gott!
„„Du ließest die Unschuld nicht werden zu Spott!
„„Ab hast du gewendet — den giftigen Pfeil! —
„„Bewahrt — mein Herz! Bewahrt — mein Heil!““

Da fällt's, wie ein plötzlicher Strahl, mit Macht
Wohl tief in des Kriegers Herzensnacht.
Sein Taumel zerrinnt, — sein wilder Blick
Kehrt von der Leiche milder zurück.

Die Trommeln verhallen, der Brand läßt nach, —
Noch steht der Krieger im öden Gemach; —
Es wandelt ihn, seit er's denken kann,
Zum ersten Mahl wie ein Schauder an.

Die Karthausen.

Im Süden gibt es Karthausen,
(Sie werden die stillen genannt)
Worinnen Mönche hausen,
Durch frommen Wandel bekannt.

Die Mauern dieser Gebäude
Schau'n ruhig himmelwärts,
Haben keinen Anstrich von Freude,
Und keinen Anstrich von Schmerz.

Kein Fenster und keine Pforte
Ist rings von Außen zu seh'n,
Es ist an diesem Orte
Wie unter Gräbern zu steh'n.

Doch innen mitten im Hause,
Da schimmern viel Fenster entlang;
Aus allen schallt Gebrause
Von Orgeln und heil'gem Gesang.

Und freundliche Pförtlein leiten
In den freundlichen Hof hinein;
Da blüht es von allen Seiten
Im heiteren Sonnenschein.

Da rauscht es voll grünender Bäume,
Da ist Alles so wohl bestellt,
Wie ein Land glückseliger Träume,
Wie eine besondere Welt.

Und drinnen die Mönche wandeln,
So traut und gemeinsam umher,
Die Außenwelt und ihr Handeln
Bedäucht sie ein Traum nur mehr. —

Wie diese stillen Gebäude
Und die stillen Mönche darin,
So geht's oft in Freud' und im Leide,
Dem ergriffenen Menschensinn.

So schließen oft die Gedanken
Ihre Fenster nach Außen zu,
Vergessen auf's irdische Wanken,
Und freu'n sich der geistigen Ruh'.

So verriegeln oft die Gefühle
Für's äußere Leben das Thor,
Und wandeln zu ernsterem Ziele
Gemeinsam im Innern hervor.

Drum zählt mich nicht zu den Harten,
Weil starr oft scheint mein Gesicht:
Im Inneren blüht mir ein Garten,
Dort fehlt es am Leben nicht.

Wer sich die Mühe mag geben,
Der such' ihn nur, — er liegt so nah! —
Wer sich nicht so viel mag bestreben,
Für den ist er auch nicht da!

VII.

Das Pilgerhemde.

Die Geißel schwirrt, der Türke flucht,
Die Christen zieh'n des Pfluges Wucht,
Und schwere Tropfen Schweißes rollen
Von ihren Stirnen auf die Schollen.

Auch mancher Tropfe Blutes netzt
Den Leib, von Geißelhieb verletzt,
Und träufelt über wunde Glieder
An ihren Hemden purpurn nieder.

Ein einz'ger Christensklav' allein
Erhielt sein Hemd noch blank und rein;
Mag drauf auch manche Perle fallen,
Noch weiß wie Schnee sieht man es wallen.

Der Sultan selber sieht den Mann
Sich eines Tags mit Staunen an,
Und fragt ihn schauend, was er leide:
„Wie kommst du zu so blankem Kleide?

„Weß Landes bist du, Christenhund?
„Ward nie dein Leib von Geißeln wund?
„Wie oder hast du Blut wie Schnecken,
„Zu blaß, um Linnen zu beflecken?“

„„Ich bin ein Ritter,““ spricht der Christ,
„„Deß Heimaterde Deutschland ist;
„„Zu Metz auf meines Schlosses Mauern
„„Lass' ich ein Weib um mich vertrauern.

„„Als ich beim Scheiden sie umfing,
„„Und sie wie sterbend an mir hing,
„„Da gab sie mir dies Hemd zum Pfande
„„Der Treue mit in ferne Lande.

„„Nimm's hin und trag' es, sprach mein Weib,
„„Es komme nicht von deinem Leib;
„„Als ich den Flachs dazu gesponnen,
„„Ist manche Thräne drein geronnen!

„„Und unter brünstigem Gebet
„„Hab' ich's für dich gebleicht, genäht;
„„Drum, hoff' ich, wird es in Gefahren
„„Dich wie ein Amulet bewahren!

„„Und also dünkt es mich fürwahr,
„„Denn blank und rein ist's immerdar,
„„Quoll oft auch über wunde Glieder
„„Manch Tröpflein Blut's mir drauf hernieder.

„„Da trag' ich's nun zwölf Monden lang,
„„Es ward nicht mürb, kein Faden sprang,
„„Nicht Schweiß, nicht Regen kann's erweichen,
„„Es ist, als käm' es erst vom Bleichen.

„„Das muß der Hausfrau Keuschheit seyn,
„„Dadurch ward dies Gespinnst so rein:
„„So lang sie treu und keusch geblieben,
„„Wird nichts mir seine Weiße trüben!““

Der Sultan hört die sondre Mähr',
Ruft heimlich einen Seemann her,
Heißt ihn die Anker eilends lichten,
Und seine Fahrt nach Deutschland richten.

Heißt ihn zur Frau des Sklaven zieh'n,
Um ihre Liebe sich bemüh'n,
Und sie mit Gold und Schmeichelblicken
Zuletzt verführen und bestricken.

„Ich will doch sehen, wenn sie fällt,
„Ob wohl sein Hemd die Farbe hält!“
Der Sultan denkt's mit argem Sinnen;
Der Seemann segelt schnell von hinnen.

Auf Lotharingens Blütenau
Erforscht er bald des Sklaven Frau,
Und trifft sie in des Schlosses Mauern,
Versenkt in namenloses Trauern.

Da malt er ihr des Gatten Leid,
Des Wiederseh'ns Unmöglichkeit,
Der Wittwen freudeloses Streben,
Der neuen Liebe neues Leben.

Umsonst! sein Säckel ist geleert,
Sein Schmeichelvorrath aufgezehrt;
Sein schlaugewobnes Listgetriebe
Zerstiebt vor ihrer Treu' und Liebe.

Drum schickt er sich zur Heimkehr an; —
Da tritt an's Schiff ein Sängersmann,
Mit Zither, Stab und Pilgerhaube,
Daß man die Mitfahrt ihm erlaube.

Weil seine Klänge lieblich weh'n,
So läßt der Türk' es gern gescheh'n,
Damit ihm mit des Liedes Würze
Der Troubadour die Fahrt verkürze.

Schon nimmt nach rasch durchmessnem Lauf
Die ferne Heidenschaft sie auf;
Der Sultan hört die seltne Kunde
Mit Staunen aus des Schiffers Munde.

Fast grollt' er, weckt' ihm nicht das Spiel
Des Sängers gar ein süß Gefühl,
Wie er's wohl in den frohsten Stunden
In seinem Harem nicht empfunden.

„Wähl' ein Geschenk dir!“ spricht er einst,
„Ich bin wohl gnäd'ger, als du meinst;
„Wem hell wie Gold die Saiten klingen,
„Der mag auch goldne Frucht ersingen!“

„„Herr!““ fleht der Sänger, „„nicht Metall
„„Verlang' ich für des Herzens Schall!
„„Durch deiner Christensklaven einen
„„Würd' ich mich reich vergolten meinen!““

Der Sultan winkt, und aus dem Thor
Treibt man die Sklavenschaar hervor;
Da sieht der Sänger unter Allen
Zuerst das weiße Hemde wallen.

„Den,“ ruft er, „König, gib mir frei!“ —
Der König nickt voll Huld: „„Es sei!““
Und dankend eilt mit seiner Beute,
Der Pilger seelenfroh in's Weite!

Bald nimmt ein Schiff die Beiden auf,
Nach Frankreich geht's in raschem Lauf.
Der Sklave wallt wie träumend weiter,
Ein Engel däucht ihn sein Begleiter.

Zwei Tage gilt's nur mehr zu zieh'n,
So soll er schon der Heimat Grün,
Des deutschen Landes Blütenauen,
Des eignen Schlosses Zinnen schauen.

Da spricht der Sänger tiefgerührt:
„Nun zeuch, wohin dein Weg dich führt!
„Nur wolle mir zum Angedenken
„Ein Stücklein deines Hemdes schenken.

„Es soll so unzerstörbar rein,
„So wundersam gewoben seyn,
„Drum möcht' ich's gern auf meinen Reisen
„Der Welt beglaub'gen und beweisen!“

Da trennt der Christ ein blankes Stück
Vom Wunderhemd, mit feuchtem Blick,
Gibt's seinem Führer, will ihm danken,
Und weinend seine Knie' umranken;

Doch dieser kehrt sich schweigend ab,
Setzt weiter seinen Pilgerstab,
Und grüßt nur schmelzend noch vom Weiten
Ihn mit den Klängen seiner Saiten. —

Schon sieht er seiner Väter Schloß,
Schon eilt er durch der Knechte Troß,
Die seiner Züge längst vergessen,
Die Gattin an sein Herz zu pressen.

Sie sieht ihn, stürzt mit Thränenlust
An seine langentbehrte Brust;
Die Qualen dreier Jahre schwinden
Wie Schnee in diesem Wiederfinden.

Da drängt sich Fest an Fest und Klang
An Klang und Jubel an Gesang,
Liebkosung, Fragen, Scherze, Bilder:
Erinnrung malt das Herbste milder.

Doch an der heitren Zärtlichkeit
Stößt sich gar bald der finstre Neid,
Und raunt zu schwarzer That verschworen
Dem Burgherrn spöttelnd in die Ohren:

„Du glaubst, die Gattin weint' um dich?
„Sie litt so manchen Fant um sich;
„Zwölf Monden trieb sie fern vom Hause
„Sich wüst umher im Weltgebrause.“ —

Der Funke zündet; grollend läßt
Der Burgherr rings zu einem Fest
Die Nachbarn und die Freund' entbieten,
Wie's ihm die Neider höhnend riethen.

Nun als das laute Fest begann,
Klagt er die Gattin wüthend an,
Und höhnt ihr schmähliches Beginnen;
Sie aber wandelt still von hinnen.

Ein Viertelstündchen kaum verrann,
Da tritt zum Tisch ein Sängersmann
Mit Stab und Pilgerhaub' und Zither;
„Das ist mein Führer!“ ruft der Ritter.

„„Ich war's,““ so spricht mit sanftem Blick
Der Pilgersmann, und zieht das Stück
Des Wunderhemd's hervor mit Schweigen,
Um der Versammlung es zu zeigen.

Dann wirft er Kapp' und Kleid von sich,
Und ruft: „Nun, Gatte! kennst du mich?““ —
Der Burgherr schaut mit tiefer Reue
Sein Weib, verklärt durch Lieb' und Treue.

Zu ihren Füßen stürzt er hin;
Sie hebt ihn auf mit mildem Sinn,
Und Aller Lippen in dem Kreise
Ertönen laut zu ihrem Preise:

„Heil deutscher Weibertreue, Heil!
„Von ihr prallt ab des Hasses Pfeil;
„Sie mag in Nöthen und Gefahren
„Uns wie ein Amulet bewahren!“ —

Mein Stammbuch.

Auch ich hab' mir ein Stammbuch angelegt,
Das manchen Spruch und manchen Namen hegt.
In trüben Stunden blick' ich oft hinein,
Und bald ist's in mir wieder Sonnenschein.

Mein Vater steht darinnen oben an;
Er schrieb zwar nichts mir drein, der gute Mann,
Als nur: „Dein Vater!“ — doch es gnügt, — er war's:
Noch denk' ich blutend seines Sterbejahr's.

Zunächst les' ich der Mutter Namenszug,
Dabei ein Sprüchlein ohne Lug und Trug,
Ganz Seelensprache, durchaus reines Gold,
Das sie mir jetzt noch täglich wiederholt.

Dann les' ich manchen Freund noch, dessen Hand
Nun nicht mehr schreibt, wenn nicht im bessren Land;
Aus ihren Lettern spricht ihr Bild mich an: —
Ich fühl's, wie man im Tode leben kann!

Auch manchen Sänger, dessen Liederklang
Wie Balsam in die wunde Brust mir drang;
Auch manchen Lehrer, dessen goldnes Wort
Mich mir enthüllte, les' ich dankbar dort.

So steht denn auch mein liebes Weib darin,
Und was es einschrieb, ist voll Glut und Sinn:
Des ganzen Liebelebens Wiederstrahl,
Das wir durchlebt mit aller Lust und Qual.

Ein blonder Junge schrieb mir bald dazu:
„Was dir dein Vater war, das sei mir — Du!“
Dahinter schrieb sich auch ein Mädchen ein,
Mein Töchterchen: — sein Sprüchlein ist gar fein!

Noch gibt's manch leeres Blättchen dort und hier,
Drum trag' ich auch mein Stammbuch stets mit mir;
Ich öffn' es gern der Trauer, wie dem Scherz: —
Das anspruchlose Stammbuch ist — mein Herz.

Drum thut mir's nach! — Was Feder und Papier?
Mit Lieb' in's Herz schreib' ich die Lieben mir!
Wer seine Theuren nicht im Herzen trägt,
Hat sich umsonst ein Stammbuch angelegt.

VIII.

Skt. Helena.

Der Kaiser der Franzosen
Saß zu Schönbrunn bei Wien;
Gar düstre Bilder mochten
Durch seine Seele zieh'n.

Bald schritt er auf und nieder,
Bald blieb er sinnend steh'n;
Lang hatten seine Treuen
Ihn nicht so ernst geseh'n.

Es war ein trüber Morgen
Recht herbstlich feucht und kühl,
Und kraftlos lugte die Sonne
Durch's ringende Nebelgewühl.

Da sprach er zu seinem Marschall:
„Wir reiten über Land,
„In's schöne Thal bei Baden,
„Sankt Helena genannt.

„Oft hab' ich rühmen hören,
„Es sei so einsam und still;
„Das könnt' ich heute brauchen,
„Das ist es was ich will."

Rasch ritt er in die Weite,
Als säh', als hört' er nicht;
Sein Degelchen an der Seite,
Seinen Sturmhut tief im Gesicht.

Da ritten sie längs einem Flüßchen,
Zwei Burgen standen da,
Wie altergraue Wächter
Des Thales Sankt Helena.

Was fragt der Kaiser nach Wächtern?
Er reitet mitten hinein;
Da schließt mit rauschenden Wäldern
Das friedliche Thal ihn ein.

Der Herbstwind streicht durch die Zweige,
Und fahles Laubwerk fällt,
Und grüne Wellen rieseln
Von moosigen Felsen geschwellt.

Und drüber durch Wolken leuchtet
Die Sonne mit lauem Strahl
Und blasse Zeitlosen färben
Als letzte Blumen das Thal.

Und stiller reitet der Kaiser
Versunken im Anblick des Thal's,
Die Zügel läßt er hangen
Von seines Rosses Hals.

Kein Marschall wagt's ihn zu stören,
Sie bleiben voll Scheu zurück,
Sie kennen des Kaisers Stirne,
Sie kennen des Kaisers Blick.

Da fährt er plötzlich zusammen,
Und wächst auf dem Roß empor,
Und reitet zurück zu den Seinen,
Von denen er weit sich verlor.

„Was meint Ihr," fragt er den Marschall,
„Vom schönen Sankt Helena?
„Ich meine, nach langen Kämpfen
„Wär's gut zu ruhen da.

„So viel ich auf meinen Zügen
„Des Schönen und Großen sah,
„Ich mein', im Gedächtniß bleiben
„Wird mir Sankt Helena!" —

Sechs Jahre nach jenem Tage
Da trat er auf fernen Strand:
Der Strand, das Reich des Kaisers,
Sankt Helena war er genannt. —

Sechs Jahre schwanden wieder,
Todt lag der Gefangne da:
Der Strand, das Grab des Kaisers,
Er hieß Sankt Helena. —

Täuschung.

Seht ihr dort die beiden Berge,
Wie sie dasteh'n eng vereint,
Daß beim ersten Blick das Auge
Einen nur zu schau'n vermeint?

Und doch sind sie streng geschieden
Von dem Fuße bis zum Joch,
Manche Kluft mit manchen Schlünden
Gähnet zwischen beiden noch.

Seht, wie diesen Bergen geht es
Meinem Glück und meinem Ich;
Wer mich flüchtig sieht, von Weitem,
Wähnt das Glück gebannt an mich.

Wer mir aber in die Tiefen
Meiner Seele blickt, erkennt,
Welche tiefe Kluft der Schmerzen
Mein Gemüth vom Glücke trennt!

IX.

Die Freierprobe.

Zu einem Jungfräulein weis' und klug,
Nebstdem auch lieb und reizend genug,
Kam gar ein schöner, loser Gesell,
Und wollt' ihr Freier seyn zur Stell'.

Sie sagt nicht ja, sie sagt nicht nein,
Sie sieht ihm aber in's Herz hinein;
Sie ahnt den lustigen, leichten Sinn,
Und hofft sich dessen keinen Gewinn.

Doch fühlt sie dabei hinwieder, wie tief
Manch Ernsteres ihm in der Seele schlief;
Das achtet die Jungfrau nicht für gering,
Und stellt ihm solchen sondren Beding:

„Ich sag', Herr Junker, nicht ja, nicht nein,
„Doch so Ihr wollet mein Gatte seyn,
„So müßt Ihr's beschwörem mit heil'gem Eid,
„Zu thun, was jetzt mein Wort Euch gebeut.

„So oft Ihr, bevor zwei Jahre verweh'n,
„Den Priester seht zu dem Kranken geh'n,
„So schließet Euch an und bittet ihn,
„Daß er Euch lasse mit sich zieh'n!

„Und tretet mit ihm zum Kranken hin,
„Und nehmt's Euch jedes Mahl ernst zu Sinn.
„Wofern Ihr das thatet in dieser Zeit,
„Dann kommt und holt Euch bei mir Bescheid!“

Der Junker denkt: „Nun immerhin!
„Es haben die Dirnen so eignen Sinn;
„Drum solches zu thun in dieser Zeit,
„Beschwör' ich mit einem heil'gen Eid!“

Und wie nun des Meßners Glöcklein schallt,
Da springt er auf und thut sich Gewalt,
Und folgt dem Priester und bittet ihn,
Daß er ihn lasse mit sich zieh'n.

Oft wenn er mit Zechern spielt und singt,
Und plötzlich des Meßners Glöcklein klingt,
Muß er verlassen Saus und Braus,
Und geh'n aus dem Freuden- in's Schmerzenshaus.

Am Tummelplatz, an Freundesbrust,
Im Wintersturm, in Sommerlust,
Bei Tag, bei Nacht, in Freud' und Leid,
Mahnt oft ihn das Glöcklein an seinen Eid.

Und eh' zwei Jahre ganz entrauscht,
Da ist der Junker wie umgetauscht;
Wo ist sein lustiger, loser Sinn?
Sein Lebenstaumel wo ist er hin?

Erst seit er dem Tod in's Aug' geseh'n,
Glaubt er das Leben zu versteh'n;
Erst seit er erkannt des Menschen Leid,
Weiß er zu schätzen des Menschen Freud'.

Und zu der Jungfrau weis' und klug,
Zieht jetzt ihn ein weit süßrer Zug;
Hat er sie früher begehrt voll Glut,
So naht er ihr jetzt mit scheuem Muth.

Sie aber liest ihm's im Auge leicht,
Daß sie ihr edles Ziel erreicht:
„Jetzt schlag' ich," ruft sie, „mit Freuden ein:
„Ein frommer Mann muß glücklich seyn!"

Tagesleben.

Tagüber lebt der Mensch ein ganzes Leben,
Doch nicht wie sonst der Gang der Zeit es lehrt:
Der Lauf der Horen, die sein Daseyn weben,
Ist seltsam hier verwechselt und verkehrt.

Der Morgen hebt mit seinen Purpurarmen
Des Tages Königin zum Thron empor,
Und tausend Puls' erwachen und erwarmen,
Und Erd' und Himmel jauchzt im Jubelchor.

Da steht der Mensch und gleicht dem rüst'gen Greise: —
Auf's Leben schaut er hin mit freiem Blick,
Und überdenkt der Nacht durchträumte Reise,
Und überzählt des vor'gen Tages Glück.

Die süßen Schwärmereien sind vergessen,
In denen ihn das jüngste Spätroth sah;
Ein neues Leben soll er bald durchmessen,
Und frohbereit und ruhig steht er da.

Nun flammt der Tag heran mit seinem Treiben,
Und sieh! zum Mann ist schnell der Greis verjüngt: —
In's Leben stürzt er ohne Rast und Bleiben,
Und prüft und zagt und ringet und erringt.

Da kommt der Abend leisen Schritt's gegangen,
Die Welt erkennt den Sieger, der ihr droht;
Sie wird nun still und ruft auf ihre Wangen
Der süßen Liebe schwärmerisches Roth.

Der Mensch bemerkt, was seiner Mutter fehlet,
Und ahmt ihr nach als ein getreuer Sohn;
Von neuer Glut fühlt er die Brust beseelet,
Neu zwar für jetzt, doch einst empfunden schon.

Zum träumerischen Jüngling wird er wieder,
Die Wehmuth läßt er kommen in sein Herz,
Beschwört die alten Träume sich hernieder,
Und tränkt mit alten Thränen alten Schmerz.

Und weiter rückt die Zeit. — Die Farben bleichen,
Die Zungen ruh'n, die Lichter brennen ab,
Die Wesen schau'n sich an, wie starre Leichen,
Es legt die Nacht sich auf das weite Grab.

Wo ist der Jüngling nun? Er ist verschwunden,
Er ward zum Kinde, dem's im Finstern graut,
Wie von Gespenstern fühlt er sich umwunden,
Und fröstelnd weint er seinen Jammerlaut.

Gestalten schaut er, die er nie gesehen,
Fühlt Ahnungen, an die er nie geglaubt,
Hört Stimmen um das Ohr der Seele wehen,
Daß es das Hirn ihm heiß zusammenschraubt.

Nach Langem erst sieht er die Sterne blinken,
Sein Kindersinn schöpft Muth aus ihrem Schein,
Sein Schmerz wird Mattheit, seine Wimpern sinken,
Und weinend wie die Kinder schläft er ein.

X.

Orpheus.

„Du sollst die Gattin wieder haben,
„Die ich, — das weiß ich, — früh dir nahm:
„Denn traun! mit deines Liedes Gaben
„Erfreutest du mich wundersam.
„Doch Eines setz' ich dir zum strengen,
„Unwiderruflichen Beding; —
„Du kamst umsonst mit deinen Klängen,
„Verschmähst du den mir, als gering.

„Die Gattin folge deinem Fuße,
„Mein Götterwort verbürgt es dir!
„Doch sieh nicht um, zu keinem Gruße
„Verwende Blick und Fuß nach ihr.
„So lang sie wallt in meinen Nächten,
„Ist sie für keinen Blick noch dein:
„Ich halte fest an meinen Rechten,
„Und treibe streng mein Opfer ein.

„Erst, wenn sie dort im Sonnenlichte
„Vor'm Tag der Menschen beugt ihr Knie,
„Dann blick' erst, rath' ich, um, — und richte
„Wort, Aug' und was du willst, an sie.

„Versäumst du dieß mein Wort zu ehren,
„So muß sie schnell, von dir gewandt,
„Mit ihrer Sehnsucht wiederkehren
„In's klangversagte Schattenland!“ —

So spricht zu Orpheus Pluto dräuend,
Und winkt gebietrisch ihm, zu geh'n.
Doch er durchwallt, sein Lied erneuend,
Die Schatten, die ihn still umweh'n.
Er steigt und wallt, vor sich das Grauen,
Und hinter sich vielleicht — sein Glück;
Vielleicht? — Er bebt und glüht, zu schauen!
Und heißt das schau'n, — ein kurzer Blick?

Nicht schau'n — nicht rückwärts blicken will er,
Das Aug' halb ahnen lassen nur.
Ist's doch so still — still, — immer stiller,
Kein Odem, — keine Lebensspur.
Er ward gehöhnt; — folgt sie dem Gatten,
Muß sie ihn seh'n, und sieht sie ihn,
Muß sie's ihm lispeln! — „„Fürst der Schatten!
Du ließest unerhört mich zieh'n!““

Er denkt es, ruft's, kann sich nicht zwingen,
Er blickt zurück; — „„Ha, haltet ein!““
Sie ist's! die Furien umschlingen
Sein Weib: — „„Halt, Pluto, sie ist mein!““

„Nein!“ schüttert's gellend aus den Schlünden,
„Sein!“ jammert's nach, wie Seufzerton;
Sinnlos enttaumelt er den Schlünden, —
Und donnernd schließt die Pforte schon.

Und zwecklos drängt es ihn zu schweifen
Durch die verödete Natur;
Er kann's nicht denken, nicht begreifen,
Und dennoch sagt's ihm Hain und Flur;
Es ist ihm oft, als müss' er endlich
Sie doch wo treffen, doch wo seh'n,
So rührend läßt er, so verständlich
Die Sprache seiner Leiden weh'n.

Und schliefe sie im Felsgeklüfte,
Sein Lied entlockte sie dem Grab;
Und schwebte sie im Reich der Lüfte,
Sein Zauber risse sie herab.
„Eurydice!“ so hallt am Morgen
Sein Lied hin über Strand und See;
Und wenn sich Phöbus längst verborgen,
Hallt's noch am Strand: „Eurydice!“

Allein umsonst! — Dem heil'gen Triebe
Entspricht die Gunst der Götter nicht. —
Erschöpft verschwört er denn die Liebe,
Die ihrer Priester Herzen bricht.

Kann er die Eine nicht umfassen,
Nicht seine Glut der Einen weih'n,
So will er all' die Andern hassen,
Gehaßt von all' den Andern seyn.

Und ein Verächter nun der Frauen,
(Die Zeus denn doch als Blumen schuf!)
Durchirrt er feindlich Wald und Auen,
Taub für der Liebe Reiz und Ruf.
Erbittert schaut sein rauh Beginnen
Dies leidenschaftliche Geschlecht,
Im Lieben mild wie Charitinnen,
Wie Furien wild, wenn es sich rächt.

Sein Ausbund rottet sich zusammen,
Die Herzen voll bacchant'scher Wuth,
Um seiner Rache wilde Flammen
Zu kühlen in des Sängers Blut.
So jagen sie, den Haß zu strafen,
Der doch aus Liebe nur entsprang,
Ihr Opfer vor sich, bis sie's trafen,
Gelehnt an einen Felsenhang.

Sie stürmen nieder ungezügelt,
Zu Waffen werden Stein und Ast. —
Das Lied, das Felsen sonst entsiegelt,
Den Bergstrom eingewiegt in Rast,

Dem Leu'n ein Menschenherz entzündet,
Die Menschen Göttern zugesellt,
Klingt nun vergebens und verschwindet,
Von tollem Mordlärm übergellt.

Schon strömt des Sängers Blut, in Klagen
Der Lieb' erstirbt sein treuer Schmerz;
Schon bricht die Leier, frech zerschlagen,
Und mit der Leier bricht sein Herz.
Sein Haupt, geschleudert von den Klippen
In Hebrus' dunkles Flutgebraus,
Ruft noch mit halbgeschloßnen Lippen
Den namlossüßen Namen aus. —

Sein Schatten aber gleitet nieder
In dein Gefild, Elysium!
Die düstre Pfort' erkennt er wieder,
Blickt wunderbar ergriffen um;
Schon faßt ihn Hermes mit dem Stabe,
Gericht und Urtheil ist vollbracht,
Uneingedenk der Liedergabe,
Durchfliegt er stumm des Hades Nacht.

Schon sieht er eine andre Sonne
Aus reinrem Äther niederglüh'n;
Schon eine andre Frühlingswonne
Aus andren Blumenkelchen blüh'n;

Durch ewig grüne Lorbeerwälder,
Getränkt von Lethe's stillem Fluß,
Durch heitre, festbelebte Felder
Wallt aufhaltlos sein flücht'ger Fuß.

Und Männer leuchtend in Talaren,
Wetteifernd mit des Schwanes Weiß,
Mit weißer Bind' in weißen Haaren,
Umdrängen ihn, ein hehrer Kreis;
Sie nennen freundlich ihn willkommen, —
Sein flücht'ger Blick erkennt sie auch:
Heroen, längst der Erd' entnommen,
Begrüßen ihn nach Gastgebrauch.

Doch er erwiedert's nicht, — er eilet
Von hinnen, — eilet fort und fort,
„Eurydice! — Sagt, wo sie weilet?
Wann find' ich sie, — an welchem Ort?"
Jetzt wo am dichtesten die Zweige
Zum Laubdach einen Blüt' und Blatt,
Da ist's, — als ob ein Bild sich zeige,
Das er wohl nicht vergessen hat!

Er eilet hin — ihr ew'gen Götter!
„Eurydice!" — „„Ha, Orpheus, du!""
Sie rufen's, und das Lied der Blätter
Rauscht ihnen eine Hymne zu;

Mit ausgespannten Armen stürzen
Sie stumm einander an die Brust: —
Elysisch milde Thränen würzen
Des Wiedersehens späte Lust.

Und mit vereinten Schritten wallen
Nun Beide längs dem Blumenplan;
Bald folgt er in den Laubeshallen
Ihr nach, — bald tritt er ihr voran,
Und freut sich dann mit kind'scher Freude,
Daß er nun umseh'n darf auf sie; —
Die Schatten aber steh'n um Beide,
Und preisen ihre Harmonie.

Denn was die sel'gen Götter senden,
Wie lang es auch uns dunkel blieb,
Es muß sich doch zum Guten wenden:
Denn ihnen sind die Menschen lieb.
Den Frommen muß sein Lohn erreichen,
Wenn nirgend, doch in Pluto's Haus,
Und an des Lethe Fluten gleichen
Sich Schmerz und Freude friedlich aus!

Dichterglück.

Es ist wahr, des Lebens Stunden schleichen
Träg und werktagsmäßig oft dahin,
Kaum entsproßte Blumen sieht man bleichen,
Und erkältet siecht der wärmste Sinn.

Augenblicke tauchen aus den Nächten
Unsres Daseyns wie Gespenster auf,
Schwingen stumpfe Messer in den Rechten,
Und vertreten höhnend uns den Lauf.

Was für einmal uns entzücken würde,
Langweilt bald, da wir es täglich seh'n;
Seufzend müssen unter schwerer Bürde
Wir der schwerern oft entgegen geh'n.

Doch getrost! für Alles, was uns quälet,
Hat die Dichtung einen Zauberstab,
Und für Alles, was der Mensch hier zählet,
Gibt es Schmink' und Gold, sogar für's Grab!

Drum wohl mir! Mit andern Augen seh' ich
Dieses oft verklagte Leben an;
Manchen Wink und manchen Laut versteh' ich,
Den ein Andrer nicht verstehen kann!

Ja, ich fühl's, mir blüht in jeder Blume
Mehr, als Tausenden darinnen blüht;
Was da webt in Gottes Heiligthume,
Hat für mich sein Leben, sein Gemüth.

Ja, ich fühl's, mir spricht die Morgenröthe,
Und der Abend ist für mich nicht stumm;
Mehr als Klang ist mir des Hirten Flöte,
Mehr als Laut des Käfers Lustgesumm.

Seh' ich friedsam dort die Sterne wandern
Durch der Wolken nächtig Labyrinth,
Ach dann seh' ich mehr wohl als die Andern,
Denen sie bloß schöne Lampen sind.

Selbst die Thrän' ist mehr für mich, als Thräne,
Mehr als bloße Wunde mir der Schmerz,
Was ich hör' und schaue, glaub' und wähne,
Bleibt ein Korn für mein empfänglich Herz.

Bleibt ein Korn, das um sich greift im Herzen,
Wächst und blüht und Stamm und Wipfel zeugt,
Und sich schattend über meine Schmerzen
Und vielleicht auch über fremde neigt.



Vierte Lese.

Nicht gegängelt will ich werden,
Nicht gekost und nicht geherzt;
Aber Fehde biet' ich Jedem,
Der mir mein Gefühl verschwärzt!

I.

Die beiden Spieler.

„Laß ab, laß ab von deinem Treiben,
„Es führt zu keinem guten Ziel!“ —
„„Umsonst, es läßt mich nimmer bleiben:
„„Ein list'ger Teufel ist das Spiel!
„„Nur wer das Höchste weiß zu wagen,
„„Hat Anspruch auf den höchsten Preis.
„„Fort! fort! das Glück muß ich erjagen,
„„Und gält' es meinen letzten Schweiß!““

Der Spieler ruft's, — und eilt von hinnen
Mit seiner Habe kargem Rest;
Da gilt nun weiter kein Besinnen,
Bei allen Haaren hält's ihn fest.
Mag sich das Weib daheim zergrämen,
Weh' über seine Kinder schrei'n;
Wenn ihn des Würfels Zauber lähmen,
So kann ihn keine Macht befrei'n.

Zum Spieltisch eilt er heut auch wieder,
Wirft seine Würfel ha[illegible] drauf,
Und setzt sich ung[illegible] ber; —
Da fällt ein frem[illegible]

Im Mantel, schwarz von Bart und Locken,
Mit dunkler Kappe sitzt er da;
Spiellustig halb und halb erschrocken,
Rückt ihm der Würfler forschend nah.

„Beliebt's?" so murmelt nun der Fremde,
Und zieht ein Würfelpaar hervor. —
„„Ei nun! und ging' es auch um's Hemde!
„„Wo ist ein Mensch, der nie verlor?
„„Kommt an! Ihr seid wohl noch ein Jünger,
„„Ein Neuling?! Nun, das lernt sich bald.
„„Durch's Fehlen bilden sich die Finger,
„„Drum frisch! Und wer verliert, bezahlt!""

Nur wenig galt's beim ersten Mahle,
Doch mit dem Spiele wächst der Preis.
„„Ei seht! Was treibt Ihr denn? Ich zahle
„„Ja viermal schon! Ihr macht mich heiß!
„„Wohlan! es soll was Rechtes gelten:
„„Das Glück ist nur dem Kühnen hold!"" —
Er ruft's, wirft, fehlt und zahlt mit Schelten
Dem Gaste schier sein halbes Gold.

Da flammt er auf: „„Mit Euren Händen
„„Ist Gott, wenn's nicht ein Ärgrer ist!
„„Da hilft kein Drehen und kein Wenden,
„„Da frommt nicht Übung und nicht List!

„„Nur werfen heißt bei Euch gewinnen,
„„Doch nicht zu End' ist noch der Kauf.
„„Werft! Euer Glück soll jetzt zerrinnen.
„„Mein letztes Gold hier setz' ich drauf!““

Sie werfen; mit des Gastes Händen
Ist wieder Gott, das Gold ist sein. —
„Und wollt Ihr, spricht er, noch nicht enden?“ —
Der wilde Würfler donnert: „„Nein!
„„Begehrt! noch hab' ich was zu wagen:
„„Ich hab' daheim noch Kind und Weib,
„„Ich hab', um es daran zu schlagen,
„„Noch meine Seele, meinen Leib!

„„Ich — enden, meint Ihr? Enden? — Nimmer!
„„Jetzt ist es erst ein lustig Spiel!
„„Was Flitterwerk und Goldgeflimmer!
„„Begehrt! Jetzt gelt' es einmahl viel!““ —
Dem Gaste scheint es fast zu grauen;
Doch endlich faßt er sich ein Herz,
Und spricht mit muthigem Vertrauen:
„Wohlan! Nun gelt' es mehr, als Scherz!

„Nicht Kind, nicht Weib ist's, was ich wähle, —
„Nur Nullen sind sie ohne Mann;
„Doch wenn ich mehr als Ihr nun zähle,
„So sprech' ich Euch, Euch selber an.

„Ihr sollt mir dann verfallen bleiben,
„Mit Leib und Seele mir allein,
„Mir müßt Ihr Beides, mir verschreiben,
„Wollt Ihr, so schwört und schlaget ein!“

„„Es gilt! Ich schwör's, — mit Leib und Seele,
„„Gewinnt Ihr, will ich Euer seyn!
„„Wenn aber ich mehr Augen zähle,
„„Seid Ihr mit Leib und Seele mein!““ —
Der Spieler wirft mit bangem Zagen, —
Sein Wurf gelingt, — nun siegt wohl er.
Da wirft der Gast mit kühnem Wagen,
Und siegestrunken zählt er — mehr!

Der Spieler sieht's und stürzt leibeigen,
Als Sklave, nieder vor dem Gast;
Der aber steht mit ernstem Schweigen,
Und gönnt dem Opfer kurze Rast.
Dann spricht er: „Auf! Verlorner, komme,
„Erkenne deinen neuen Herrn!
„Laß mich nur hoffen, daß es fromme,
„Dann lös' ich deine Fesseln gern!

„Blick' her!“ — Jetzt wirft er Mantel, Locken,
Bart, Kappe weg mit Ungestüm;
Aufblickt der Würfler, süß erschrocken: —
Ach! Seine Gattin steht vor ihm!

Sie hat sich diese List ersonnen,
Und Gott hat ihre Hand gelenkt,
Sie hat im Spiele den gewonnen,
Den ihre Lieb' ihr nicht geschenkt.

„Mein, ruft sie, mein mit Leib und Seele,
„Mit Leib und Seele bist du mein!
„Es ist dein Schwur, worauf ich zähle,
„O laß ihn keinen Meineid seyn!“ —
Der Spieler weint; in ihren Armen
Verbirgt er seiner Reue Schmerz,
Und durch ihr göttliches Erbarmen
Heilt sie und heiligt sich sein Herz!

Posthornklang.

Hört' ich sonst ein Posthorn klingen,
Als ich noch zu Hause war,
Ach wie drängt' es mich von hinnen,
Weit von hinnen immerdar!

In die Ferne, nach der Fremde,
Dorthin, wo mich Niemand kennt,
Wo man ohne Vorurtheile
Meinen neuen Namen nennt.

Wo ich alle meine Blüten
Frisch vom Keime kann erzieh'n,
Wo mich keine Feinde suchen,
Wo mich keine Freunde flieh'n. —

Hör' ich jetzt ein Posthorn klingen,
Seit ich in der Fremde bin,
Ach wie drängt es mich so mächtig
Nach der Heimat wieder hin!

Nach der Heimat, in die Gegend,
Wo mein Aug' — ach! — Alles kennt,
Wo so mancher Freund wohl stündlich
Sehnend meinen Namen nennt!

Wo gedrängt um jedes Plätzchen
Bilder meiner Kindheit steh'n,
Wo die Lüfte, wenn gleich rauher,
Doch vertrauter mich umweh'n!

Darum klinge, Posthorn, klinge,
Wiege meine Sehnsucht ein;
Ruh' ist nicht daheim, nicht draußen,
Ach wo soll die Ruhe seyn?!

II.

Vom Könige Franz I.

1.

Das gab ein heftig Schlagen: Pavia galt der Kampf,
Bei Mirabell im Garten da wogt's in wildem Krampf;
Wohl war's ein Löwengarten, denn Löwen fochten dort,
Vor Allen Franz der König, besiegelnd Ehr' und Wort.

Die Ehr', um deren willen er jeglich Droh'n verschmäht,
Die ihm, ein feurig Zeichen, voran im Kampfe geht;
Das Wort, das er geschrieben in's Vaterland hinein:
„Sein Siegmahl soll Pavia, wo nicht, sein Grabmahl seyn!“

Die deutschen Söldner fechten, Neapels Söhne steh'n,
Indeß die Kugeln Franzens das Fußvolk niedermäh'n;
Und weiter dringt der König, sieht vor und nicht zurück:
Von vorne schützt die Klinge, vom Rücken schützt das Glück.

Da plötzlich in der Wendung verliert er sich vom Heer,
Der Feinde Brandung schließt sich, ein zweites rothes Meer;
Er ficht, — fünf Reiter stürzen, doch tausend Reiter nah'n;
Des besten Blutes Tropfen benetzen schon die Bahn.

Vom Roß herabgerissen, vom Neu'n emporgerafft,
Erlegt er noch zwei Feinde mit seiner letzten Kraft;
Dann gibt er sich gefangen, blickt stolz umher und spricht:
„Verloren hab' ich Alles, nur meine Ehre nicht!“

2.

Am Adda-Fluß, umgürtet von einer kleinen Stadt,
Da steht ein traurig Schlößlein, das feste Mauern hat.
Und ist Paris das Leben, so ist dies Schloß der Tod:
Dort soll der Frankenkönig verjammern seine Noth.

Er aber kann nicht jammern; so lang die Sonne strahlt,
So lang der Tag die Fluten der hellen Adda malt,
So lang ein blauer Himmel von einem Gotte spricht,
So lang verzagt der König selbst noch in Banden nicht.

Nur wenn der Abend dämmernd das Herz ihm weicher stimmt,
Dann blickt er hin nach Westen, wo still der Tag verglimmt;
Nach Westen, wo sein Frankreich, nur sichtbar für sein Herz,
Vielleicht mit eitlen Thränen beweint des König's Schmerz.

Dann schwärmt er sich der Jugend beglückte Zeit zurück,
Begrüßet Cognac's Fluren mit sehnsuchtfeuchtem Blick,
Die rebenreichen Hügel, das Schloß, den stillen Fluß,
Der Schwester Kuß und Arthur's und Florimonten's Gruß.

Dann eilt er nach der Pforte, will fort, da tönt ein: „Halt!“ —
So hat denn über Fesseln das Sehnen nicht Gewalt?
Er fühlt es schwer, gehorchet, bleibt aber stolz, und spricht:
„Verloren hab' ich Alles, nur meine Ehre nicht!“

3.

„Zwei Helden gegenüber, da gibt es guten Klang!“
So denkt sich Franz, der König, und fühlt sich minder bang.
Drum steigt er, edlen Ernstes und froher Hoffnung voll,
In's Schiff, das leicht gerüstet zu Karl ihn bringen soll.

Dort in Madrid, der stolzen, sitzt Kaiser Karl zu Rath;
Der Fürst wird nimmer grollen, wenn sich ein Fürst ihm naht;
Sie werden — ja sie müssen hinfürder Freunde seyn:
Die Erde wird sich sonnen an ihrem Doppelschein.

Beseelt von solchen Bildern, von solchem Wunsch entbrannt,
Begrüßt der König heiter den Pyrenäenstrand;
Doch viele Riegel liegen vor eines König's Thor,
Auch Palamos, das Schlößlein, liegt noch als Riegel vor.

Und nicht Madrid, die stolze, das Schlößlein nimmt ihn auf;
Da muß er trauernd sitzen auf schroffem Felsenknauf,
Das Meer zu seinen Füßen, die Wächter vor der Thür',
Gekränkten Stolz im Busen und ohne Trost dafür.

4.

Der König sitzt am Fenster, den Griffel in der Hand,
Um in das Glas zu schreiben, wofür kein Herz sich fand.
Dann deckt er's mit dem Vorhang, als dürft' es Niemand seh'n:
Denn was den Helden quäle, kann nur der Held versteh'n.

Bald geht er auf und nieder, wirft sich auf's Ruhbett hin,
Spielt mit dem Dolch im Gürtel, folgt planlos seinem Sinn;
Ruft bald die beiden Doggen (die man, wie ihm zur Schmach,
Frei spielen läßt im Hofe) zu sich in sein Gemach.

5.

So saß er eben wieder von Fieber schier erfaßt;
Da tönt Trompetenschmettern, als nahte wer in Hast;
Er hört die Pfort', es eilet treppauf mit Ungestüm, —
Es öffnet seine Thüre, — die Schwester steht vor ihm.

Sie kam zu ihm, die erste von all' den Seinen sie;
Sie war bei Karl, zu bitten, wie Gott das Wort ihr lieh;
Karl schien nicht unerbittlich; sie mahnt, sie fragt bewegt:
Wie denn das Herz des König's die Schmach der Bande trägt?

„Wie lebst du, lieber Bruder?“ — „„Als König bin ich todt;““
„Wer lehrt' es dich erdulden?“ — „„Noth dulden lehrt die Noth!““

„Und wird nicht zur Verzweiflung dich treiben solcher
Schmerz?“ —
„„Getrost! Noch birgt die Scheide den Dolch hier, nicht das
Herz!““ —

„Wer suchte dich zu trösten? Du schmachtest hier allein?“ —
„„Allein? — Sieh diese Doggen: sie dürften Menschen
seyn!““ —
„Kein Ohr war dir geöffnet, dir zugewandt kein Sinn!“ —
„„Ich hatte diesen Griffel, ich hatte, was ich bin!““

„Laß' ab von deinem Stolze, sonst mehrst du deine Pein!“ —
„„Ein Franz will nur ein Erster und Karl kein Zweiter seyn!““
„Verloren hast du Alles; — sag' an, was dir noch blieb?“ —
„„Die Scheibe mag dir's sagen, auf die ich's eben schrieb.““

Sich ängstlich an ihn schmiegend zieht sie den Vorhang auf;
Die Sonne, grad im Scheiden, wirft ihren Purpur drauf,
Und auf der Scheibe strahlt es mit Lettern sonnenlicht:
„Verloren hab' ich Alles, nur meine Ehre nicht!“

6.

Vermittelt hat's die Schwester, zum Kaiser geht die Fahrt;
Zwiesprache wird das geben von sonderbarer Art.
Madrid ist voll Bewegung, voll Lärmen und voll Glanz;
Vor Karl's Gemache steht schon erwartend König Franz.

Er blickt umher, da sieht er geschrieben an die Wand
Den Wahlspruch Karl's: „Noch weiter!“ der war ihm wohl
bekannt;
Drum nimmt er seinen Griffel und setzt ihn an die Thür,
Und schreibt darauf mit Lächeln: „Heut' mir und morgen dir!“

Da öffnet sich die Thüre, der Kaiser tritt herein:
Lang steh'n die beiden Feinde grad über sich wie Stein.
Zwei Theile dieser Erde steh'n so seit Weltbeginn, —
Da neigt ein rasch Erbidmen sie zu einander hin.

Und an hub Karl: „Euch warnten die Sterne vor der Schlacht,
„Euch kündeten die Seher den Zielpunkt Eurer Macht!“ —
„„Und drohten auch die Sterne, vermahnten Seher mich:
„„In mir sind meine Sterne, mein Seher, der bin — ich!““

„Verweht ist Euer Drohen und Eure Macht ist stumm;
„Am Tage vier und zwanzig des Hornungs war sie um!“ —
„„Merkt wohl! Vielleicht vergaß't Ihr's: — der Tag, der
mich gekränkt,
„„Derselbe Tag des Hornungs hat Euch der Welt geschenkt.

„„Wer weiß, ob nicht die Stunde, die mich der Welt geschenkt,
„„Hinwieder als ein Rächer einstmahlen Euch noch kränkt!
„„Wir haben was wir fühlen, wir haben was wir sind;
„„Und Blüt' ist was wir scheinen, und Blüten raubt der
Wind!““

Er spricht's und geht von hinnen; der Kaiser blickt ihm nach;
Drauf will er rasch ihm folgen, enteilt in's Vorgemach,
Hält inne, wirft auf's Sprüchlein den Blick, das ihm so lieb,
Und sieht zu seinem Staunen, was Franz daneben schrieb.

Er sinnt, dann schreibt darunter auch er in Furcht des Herrn:
„Ich bin ein Mensch, was menschlich, ist auch von mir nicht fern!“ —
Man sagt, daß er im Schreiben recht ernst geworden sei;
Auch währt' es nimmer lange, so war der König — frei!

Erläuterungen.

1.

Pavia war der Preis. — Die berühmte, am 24. Hornung 1525 im Thiergarten von Mirabell, nächst Pavia, gelieferte Schlacht.

Das Wort, das er geschrieben. — Franz hatte, seinem eigenen Sinn und dem Admiral Bonnivet folgend, bereits nach Frankreich geschrieben, daß er Pavia erobern, oder unter den Wällen dieser Stadt begraben seyn wolle.

Die deutschen Söldner, vom Connetable Bourbon geworben; Neapels Söhne, unter dem Vizekönige Lannoy; — das Fußvolk, die Spanier, die viel von Franzens Geschütze litten.

2.

Am Adda-Fluß .... d. fl. e. tr. Schlößlein. — Die Citadelle des Städtchens Pizzighitone im cremonischen Gebiete, wohin Franz zuerst gebracht wurde.

Cognac's Fluren — eine schöngelegene Stadt am Flusse Charente, in der Landschaft Angoumois, mit einem Schloß, auf welchem K. Franz I. am 12. September 1494 geboren worden war.



Der Schwester Gruß rc. rc. — Franzens Schwester, die Herzogin von Alençon. — Arthur-Gouffier-Boissy (Franzens ehmahliger Lehrer) und Florimont von Robertet, seine Günstlinge.

3.

Doch viele Riegel rc. rc. — Ein solcher war für den gefangenen König der listige Vizekönig Lannoy.

Auch Palamos rc. — ein Hafenstädtchen in Catalonien, mit einer Bergfestung, in welcher Franz auf seiner Reise nach Madrid abgesetzt, und eine Zeit lang noch in engerer Haft gehalten wurde, als zu Pizzighitone, bis seine Schwester, die Herzogin von Alençon, als Vermittlerin auftrat und eine Zusammenkunft zwischen den beiden Helden des Jahrhunderts veranlaßte.

6.

Den Wahlspruch Karl's. — Er hieß: **Plus ultra.** Franz schrieb nebenhin: **Hodie mihi, cras tibi.**

Euch kündeten die Seher. — Franz I. unternahm die Belagerung von Pavia nicht ohne Warnung und ungünstige Vorzeichen.

Derselbe Tag des Hornungs. — Der 24. Hornung, der Tag der Gefangennehmung des Königs, war des Kaisers Karl Geburtstag. (Im Jahre 1500.)

Er sinnt; dann schreibt rc. rc. — Karl's Worte sollen gelautet haben: **Homo sum, nihil humani a me alienum puto.**

Auch währt' es nimmer rc. rc. — Am 14. Jänner 1526 ward zwischen Karl V. und Franz I. ein Vergleich abgeschlossen, und im März d. J. betrat der Letztere Frankreichs Boden wieder.

Empfinden und Dichten.

Vor einem Klaviere sitz' ich,
Es ist besaitet wohl;
Doch wie ich die Saiten berühre,
Da klingen sie leer und hohl.

Ich fühl' es im Gehöre,
Ich hör' es im Gefühl,
Im Herzen könnt' ich es greifen,
Doch nicht im Saitenspiel.

Zur Hand nun nehm' ich die Geige,
Vom wäl'schen Meister gemacht,
Sie hat unter Künstlers Händen
Schon Manchen zu Thränen gebracht.

Doch wie ich den Bogen ziehe,
Mit selbstbewußtem Stolz,
Da werden die Saiten zu Därmen,
Da wird die Geige — zu Holz.

Und eine Flöte, die nächste
Verwandte des Menschenton's,
Setz' ich voll Hast an die Lippen,
Gewärtig des klingenden Lohn's.

Ich geb' ihr herzliche Seufzer,
Doch Mißklang gibt sie dafür,
Als höhnt' ihr widriges Pfeifen
Das warme Gefühl in mir.

Da flücht' ich zu dir, o Feder!
Du triffst die gegebene Spur,
Als Schatte des schnellen Gedankens,
Als Zeiger der Seelenuhr!

Da flücht' ich zu dir und setze
Dich hoffend auf's freundliche Blatt;
Du aber steh'st und trotzest,
Als wärst du des Dienstes satt!

Du stehst — und prägst, wie Flügel
Und Geig' und Flöte mir ein:
Wie doch Empfinden und Dichten
So ganz verschieden sei'n.

III.

Die Nacht nach dem Abschiede.

Zwei Liebende geh'n von einander,
Wie ist das Scheiden doch schwer!
Er reißt sich los, will gehen,
Doch wer nicht geht, — ist er.

Mit aller Glut, die dem Auge
Des Weib's die Liebe verlieh,
Heißt sie ihn weinend gehen,
Doch wer ihn ruft, — ist sie!

Noch einmahl wachsen die Hände
Zusammen in seligem Bund;
Noch einmahl strömen die Herzen
Zusammen aus glühendem Mund.

„Lebwohl“ — so seufzt er im Kusse, —
„Und ging's an das Ende der Welt,
„Ich trag' ein Bild in dem Herzen,
„Das jeden Gang mir erhellt!

„Des Glückes bin ich ja sicher,
„Für mich gibt's keinen Verlust;
„Mein Glück, mein Alles hiernieden,
„Dich, trag' ich ja mit in der Brust'

„Zu jeder Stunde des Tages,
„Zu jeder Stunde der Nacht
„Vermag ich ein Herz ja zu nennen,
„Das für mich fühlet und wacht!

„Wenn ich mit der sinkenden Sonne
„Recht lebhaft gedenk' an dich —
„So weiß ich, die sinkende Sonne
„Erinnert auch dich — an mich!

„Und bist du mein Traum, mein erster
„Gedanke beim Morgenschein,
„So weiß ich ja auch dein Traumbild,
„Dein Morgengedanke zu seyn!«

Er ruft's — will fort — sie umklammert
Ihn krampfig mit wilder Gewalt:
„„Ich kann es nicht überleben, —
„„Ihr Männer seid nur so kalt!

„„Wo fänd' ich Trost? Wo Ruhe?
„„O bleib! Dein Gehen ist Tod!
„„Nicht Glück — nicht Freude — nicht Schlummer
„„Ist ohne dich, — nur Noth!

„„Und muß es seyn geschieden,
„„Und ist es der Sterne Beschluß,
„„So tödte mich grausam gnädig
„„Mit deinem letzten Kuß!““

Sie ruft es und sinkt zusammen, —
Sein Schicksal reißt ihn empor;
Jetzt kann, jetzt muß er von hinnen, —
Verzweifelt sprengt er vor's Thor.

Und reitet fort und reitet
Mit wüstem, träumenden Sinn;
Schon blinken die Stern' am Himmel,
Er reitet und weiß nicht wohin?

Da steht er vor einem Hause,
Das sieht so bekannt ihm aus;
Wohl hatte sein Roß sich gewendet, —
Es ist ja der Liebsten Haus!

Wohl führt' ihn des Schicksals Finger
So unwillkürlich zurück;
Vom Rosse steigt er beklommen,
Als ahnt' er ein grauses Geschick.

Gewiß — sie erlag dem Grame,
Liegt ringend in Fieberglut, —
Stirbt, — oder — vergoß in Verzweiflung —
Gott wend' es! — ihr eigenes Blut.

Er horcht, — nichts regt sich im Hause —
Schleicht fröstelnd fort an der Wand, —
Die wohlbekannte Klinke
Weicht seiner erfahrenen Hand.

Ein Druck, — er steht in der Kammer, —
Dort liegt's — bei der Lampe Schein, —
Er zagt, starrt hin und schaudert,
Als müßt's eine Leiche seyn.

Horch — leises Athmen! — Sie lebt noch, —
Er fliegt auf das Lager hinzu; —
Da liegt sie hingegossen
In unaussprechlicher Ruh'.

Da liegt das Kind und schlummert,
Behaucht von rosiger Glut,
So sanft, wie nach einem Balle
Die müde Tänzerin ruht.

Wo sind die Spuren der Thränen,
Die er zu schauen vermeint? —
Die Augen sind lieblich geschlossen,
Als hätten sie nie geweint.

Wo sind die Spuren der Küsse,
Die heut' noch besiegelt den Eid? —
Die Lippen blüh'n sich so üppig,
Als wär' es um Küssenszeit.

Die bang zerrungenen Hände
Ruh'n still im blühenden Schoos;
Das Haar, das zerraufte, beschattet
Den Nacken mit weichem Gekos'.

Das ist nicht die Ruh' der Betäubung,
Wie oft sie den Jammernden traf;
Das ist der Schlaf des Behagens, —
Der platte, gemächliche Schlaf.

Er sieht, — staunt, — kann es nicht glauben; —
Sie ruh'n? — sie schlafen? — sie — ?
Wie tausend gemeine Seelen
Sie schlafen?! — das ahnt' er wohl nie.

Und so wie ein Traum verschwindet
Mit all' seinem Glück' und Schmerz,
So schwindet mit einem Mahle
Sein Glaub' an das weibliche Herz!

Fortstürzt er, schwingt sich zu Rosse —
Und reitet im Mondenschein; —
Vom Weiten schallt sein Gelächter
Noch laut in die Straßen hinein:

„Und ging's an's Ende der Erde,
„Was liegt mir an Allem daran? —
„Glück auf, ich bin ja genesen, —
„Bin wieder ein freier Mann!“

Zweite Liebe.

Oft wenn ich so ein junges Herz,
Das warm für Liebe schlug,
Und doch dafür nur Hohn und Schmerz
Als Lohn von dannen trug,
Zu neuer Liebe schreiten sehe,
So thut mir's unaussprechlich wehe.

„Wie kannst du," rief' ich gern ihm zu,
„Den bittren Kampf erneu'n?
„Das letzte Blättchen deiner Ruh'
„Auch in die Winde streu'n?
„Noch einmahl alte Qual empfinden,
„Noch einmahl dir die Flügel binden? —

„Die Augen schlöß' ich lieber fest,
„Und eilte, was ich kann,
„Und klömme mit des Herzens Rest
„Den höchsten Berg hinan;
„Und suchte, fern der falschen Liebe,
„Ein Haus mir über'm Weltgetriebe!

„Dort an dem Busen der Natur
„Vergäß' ich Qual und Joch,
„Und träf' ich wo der Liebe Spur,
„So stieg' ich höher noch;
„So würde sie denn doch, auf Erden
„Mich zu verfolgen, müde werden!"

Jüngst rieth' ich einem Freunde so;
Er aber seufzte tief,
Dann führt' er mich, halb ernst, halb froh,
An's Bette, wo er schlief,
Und streift', — als neckt' er mich nur wieder,
Wie manches Mahl, — die Decke nieder.

„„Der Pfühl,"" begann er, „„Freund, nicht wahr,
„„Du suchst ihn nächtlich auf?
„„Du legst vertrauend immerdar
„„Die müden Schläfe drauf?!
„„Und magst dich gern auf seinem Kissen
„„Den Träumen hingegeben wissen?! —

„„Doch hat dich nie ein böser Traum
„„Durchfiebert und erschreckt,
„„Und dir der Stirne kalten Saum
„„Mit Tropfen heiß bedeckt? —
„„Und fühltest du, dem Traum entronnen,
„„Nicht oft das Leben neu gewonnen? —

„„Wenn du den bösen Polster schaust,
„„Den deine Thrän' oft netzt,
„„Wie kommt's, daß dir davor nicht graust,
„„Daß du nicht fliehst, entsetzt?
„„Daß du wie gestern, so auch heute,
„„Dein Haupt ihm übergibst zur Beute?

„„Und träumst du manchmahl noch so bang,
„„Du träumst auch wieder schön,
„„Und wechselnd tilgt den Schmerzensklang
„„Ein schmelzend Lustgetön:
„„Wie mit den bösen Träumen eben,
„„Ist's mit der Lieb' in unsrem Leben!

„„Was eine Liebe dir versagt,
„„Bringt oft die andre dir;
„„Nur wer verschmerzt und strebt und wagt,
„„Gewinnt es einst mit ihr:
„„Wie ohne Traum kein Schlaf uns bliebe,
„„Blieb' uns kein Leben ohne Liebe!““ —

IV.

Hebe.

Im Olymp's azurnen Hallen
Ist Gelag und Freudenschmaus,
Laute Jubellieder schallen
Durch das goldne Wolkenhaus.
Zarte Nymphen sind geladen,
Und ihr Tanz verschönt das Fest,
Schalkhaft gaukelnde Dryaden
Scherzen neckend mit dem West.

Flora regnet ihrer Blüten
Unerschöpften Schatz herab,
Und der Ordnung klug zu hüten,
Schwingt Merkur den Friedensstab.
Doch die ew'gen Götter sitzen
Schwelgend her um's frohe Mahl;
Abgewendet von den Blitzen,
Greift der Donnrer zum Pokal.

Milde strahlt aus seinen Blicken,
Glänzend ist sein Angesicht,
Und des Hauptes freundlich Nicken
Schreckt wohl heut' die Erde nicht.

„Hebe,“ ruft er nun, „den Becher
„Mir mit Nektar vollgeschenkt:
„Bacchus, unser wackre Zecher,
„Will, daß man auch sein gedenkt!“

Hebe naht, die süße Hebe,
Blühend wie hellen'scher Mai,
Ihrer Locken Goldgewebe
Fließt hernieder leicht und frei;
Aber schwer und wie befangen
Wogt darunter hoch die Brust,
Und auf purpurfarbnen Wangen
Glüht sich selbst noch fremde Lust.

Unter langen Wimpern funkelt
Hell des Auges reger Stern;
Ob sie Alle gleich verdunkelt,
Alle leiden sie doch gern.
Gruß, Gewogenheit, Vertrauen
Folgt ihr huldvoll allerseits;
Selbst die alten Götter schauen
Lächelnd ihren jungen Reiz.

Und sie bringt die Nektarspende,
Hebt den kunstgeformten Krug, —
Sieh! da zittern ihr die Hände,
Da versagt das Knie den Bug.

Das fühl' ich mit Schmerzen
Oft so klar im Herzen,
Bin so ernst, so still,
Daß ich einen Schleier
Über meine Leier
Scheidend breiten will. —

Und doch — wenn ich wieder
Hoch von Alpen nieder
Ausblick' in die Welt;
Wenn ich in das Blaue
Schwindelnd aufwärts schaue,
Das der Mond erhellt;

Wenn aus heil'gen Hallen
Orgelklänge schallen,
Wenn der Wildbach braust;
Wenn die Wolkenfalten
Blaue Blitze spalten;
Wenn der Hochwald saust;

Wenn ich froher Dinge
Freundesbrust umschlinge,
Mensch mit Menschen bin;
Wenn's in muntren Kreisen
Schallt von kräft'gen Weisen,
Dann erwacht mein Sinn!

V.

Das Venezianer-Glas.

1.

Venedig, die herrliche Dogenstadt,
Macht wohl kein Aug' ihres Anblick's satt.
Da ist von Gondeln ein buntes Gewirr,
Der Pilger wird an dem Leben irr;
Er glaubt, es dräng' in ewigem Schwall
Sich ein endlos brausender Maskenball;
Der ernste Doge, der düstere Rath,
Die schleichenden Mäntel auf heimlichem Pfad,
Die stolzen Paläste, der Waaren Pracht,
Manch Auge, das hinter dem Schleier lacht,
Das Alles fesselt mit seltner Gewalt
Und läßt wohl nur zweifelnde Liebe kalt.

Wohl ist es auch zweifelnde Lieb' allein,
Die, zehrend mit nie beschreiblicher Pein,
An eines Ritters Herzen nagt,
Der hier umsonst nach Ruhe jagt.
Er ist daheim in Deutschland's Gau'n,
Hat dort die lieblichste der Frau'n,
Doch ob sie wohl auch die liebendste sei,
Das eben drückt ihm die Brust, wie Blei.

Der Zweifel trieb ihn fort vom Haus,
In's Leben hinein, in die Welt hinaus.
Durch Trennung will er sie prüfen scharf,
Ob ihren Küssen er trauen darf.
Er baut auf des Herzens Wahrheit fest,
Auf Unschuld, die sich nicht heucheln läßt;
Er baut auf der Freude Thränenerguß,
Auf des Wiedersehens gemüthlichen Gruß.
Denn lügen läßt sich der willige Schmerz,
Leicht mag man zur Klage beschwatzen das Herz;
Doch der freudig grüßenden Stimme Klang,
Die Thräne der Lust, den begeisterten Drang,
Die zitternden Arme, den funkelnden Blick,
Das göttliche, in sich verstummende Glück,
Das läßt der Himmel sich nicht entweih'n,
Sonst büßt' er sein köstliches Vorrecht ein.

So träumte sich jener Ritter es oft,
Das ist es, was er zu finden hofft,
Wenn endlich die ewige Jahresfrist,
Die Zeit der Prüfung, verronnen ist.

Und doch hinwieder manche Nacht,
Wenn er aus fiebrischen Träumen erwacht,
Da birst, wie verwischt von Geisterhand,
Vor seinen Augen des Zimmers Wand;

Sein Schloß, sein heimisches, steht vor ihm da,
Sein Weib erblickt er, so klar, so nah,
Und vor ihr — Gott! — kniet schwörend ein Wicht,
Aus dessen Hohlaug' Argheit spricht;
Kniet, — kniet ach! nicht vergebens, — sie winkt,
Sie lächelt, sie kämpft zum Scheine, sie sinkt! —

Da graut der Tag, der den Traum zerstäubt, —
Sein Höllenargwohn aber bleibt.

2.

Und wieder geht er, mit düsterem Sinn,
Einst über den Platz San Marco's hin.
Da drängt sich um einen Mäkler ein Kreis,
Als gäb' er das Beste für schlechten Preis;
Auf hölzernen Stufen sinnig gereiht
Steh'n Gläser und Becher eng und weit,
Geschliffen und roh, von lauterem Schall,
Vielkantig und funkelnd wie Bergkrystall.
Der Mäkler aber, ein sonderer Mann,
(Man merkt sein gebrechliches Werk ihm an,)
Steht hoch inmitten und faßt gewandt
Pokal um Pokal mit prüfender Hand:
„He! — kauft euch Gläser, ihr Philosophen,
„Denn Glas ist das Wapen der Philosophei;
„Kauft schöne Gläser, ihr Damen und Zofen,
„Denn Glas ist ein Sinnbild für Lieb' und Treu';

„Kauft klingende Gläser, ihr Krieger und Helden,
„Ein passend Symbol für den Ruhm ist Glas;
„Es möge sich jeder Stand hier melden,
„Er findet für sich hier Bild und Maß. —
„Doch Eines hab' ich vor Allen zu preisen,
„Mein Glas ist ja Venezianer Krystall!
„Ihr mögt die Länder der Erde durchreisen,
„Solch Glas ist nirgend im weiten All.
„Es ist versetzt mit solchen Stoffen,
„Daß, wie drein fällt ein Tropfe Gift,
„Der Becher zerspringt und klar und offen
„Den Frevler verräth, den der Argwohn trifft.
„Traun! unter uns, in den Zeiten der Tücke,
„Wo Jung und Alt an's Arge denkt,
„Sind solche künstliche Probestücke
„Für tausend Scudi noch geschenkt!"

Der Ritter hört des Mäklers Geschwätz;
So mancher Käufer geht in's Netz,
Und schon verläuft sich der gaffende Schwarm,
Der Ritter nur bleibt mit gekreuztem Arm,
Und starrt bewußtlos den Handelsmann
Und seine gebrechlichen Bilder an.

„Ei, schmucker Fremdling," beginnt nur der,
„Verblenden Euch meine Krystalle so sehr?

„So kauft Euch einen, ihr habt die Wahl,
„Doch rieth' ich Euch wohl zu diesem Pokal;
„Er ist so tüchtig und doch so fein,
„Mag Frauen und Herr'n gleich ziemlich seyn! —
„Ihr habt ja gewiß ein Gespons zu Haus,
„Da tränke sich's trefflich in Zweien draus;
„'s ist Venezianer Glas und zerschellt,
„Wie nur ein Tröpflein Gift drein fällt."

Aufdringen läßt sich der Ritter das Stück,
Bezahlt's und geht mit starrem Blick;
Doch, glaub' ich, früg' Einer ihn gleich in's Gesicht:
„Was tragt Ihr da?" — er wüßt' es nicht! —

3.

Die traurige Jahresfrist verrann,
Zur Heimkehr schickt sich der Ritter an.
Venedig's Zinnen versinken in's Meer,
Schon nicken die Alphöh'n über ihn her.
Schon winkt ihm vom fernen duftigen Rand
So schmerzlich wieder das deutsche Land.
Er findet noch Alles, wie er's verließ:
Der Bergstrom furcht noch denselben Kies,
Dieselben Gehöfte, dieselben Au'n
Sind neben derselben Straße zu schau'n,
Und was dort ragt auf demselben Gestein,
Dies Schlößlein schließt ihm die Gattin ein.

Die Gattin? — Mit bittersüßem Gefühl
Faßt dieses Wort ihn am nahen Ziel;
Sein Herz, halb bang, halb pochend vor Lust,
Zu sprengen droht es die ängstige Brust.
Bald spornt er das Roß, bald hält er's zurück,
Als sucht' er, als zagt' er, zu finden sein Glück.
Jetzt sinkt das Fallthor, jetzt erschallt
Vom frohen Empfangsruf Burg und Wald.

Die Treppe herunter fliegt sein Weib;
Gleich einer Blume knicket ihr Leib:
Ob aber vor Freud', ob etwa vor Scheu,
Er kann's nicht erkennen, sie ist ihm zu neu.
Sie ist ihm ja Braut zum zweiten Mahl,
Ihr Kuß betäubt ihm des Zweifels Qual.
Vergessen ist jeder verdammende Groll;
Ihr zitternder Arm, der Thränen Zoll,
Der schweigenden Wonne seliger Zug,
Das ist nicht Tücke, das ist nicht Trug.

Und als er die Glieder nach Lust erquickt,
Da fragt sie ihn, schmeichelnd hinüber gebückt:
„„Und hast du aus Wälschland nichts mir gebracht,
„„Was Freude dem kindischen Weibe macht?““

Sie sagt's, da fällt sein Becher ihm ein:
„Wohl,“ spricht er, „dieser Pokal sei dein.

„Ich kauft' ihn fern in der Meeresstadt,
„Und eigen ist, was der Becher hat:
„Wie nur ein Tröpflein Gift drein fällt,
„Alsbald zur Erde sinkt er zerschellt.
„Drum nimm dieß Werk so tüchtig und fein,
„Und füll' es zum Rande mit duftigem Wein,
„Und trink' es auf deine Lieb' und Treu',
„Und denk' an unsere Schwüre dabei!"
Die Gattin füllt den Becher zum Rand
Und faßt ihn und spricht zum Himmel gewandt:
„„Die Thräne, die mir vom Auge quillt,
„„Sie sei meiner Treue lebendiges Bild!
„„Sie roll' in dieses Glas hinein,
„„Sie soll ein Pfand meiner Liebe seyn!""

Und eine Thräne groß und hell
Perlt nieder, rollt in's Glas zur Stell';
Da klingt, — da springt das Glas entzwei,
Und sie sinkt nieder mit gellendem Schrei.

„Gift," schreit der Ritter, — „zerschellt dies Glas:
„Nun hab' ich für deine Treue das Maß!
„Die Thräne der Untreu', — ich fühl's, ist Gift,
„Und Tod ist die Strafe, die Falschheit trifft!"

Und während sein Dolch ihr die Brust zerfleischt,
Bekennt sie sterbend: sie hab' ihn getäuscht!



4.

Der Ritter aber zog hinaus,
Ging sinnverwirrt von Haus zu Haus,
Hielt in der Hand des Bechers Trümmer
Und lacht' in widrigem Gewimmer:
„Herbei! Kauft Gläser, ihr Damen, herbei!
„Das Glas ist ein Sinnbild für Lieb' und Treu'!“

Wechselwirkung.

Ich sitz' am offenen Fenster
Und schreib' an einem Gedicht;
Mein Nachbar spielt auf der Flöte,
Sieht aber und kennt mich nicht.

Und was er so rührend flötet
In stiller Kammer allein,
Möcht' eben die rechte Begleitung
Zu dem, was ich dichte, seyn!

Und was ich so sinnend schreibe
Für mich in der Kammer allein,
Das möchte der Text auch eben
Zu seinen Noten seyn!

Ich hab' ihn doch nie gesprochen,
Ich hab' ihn doch nie geseh'n;
Wir werden vielleicht im Leben
Nie gegenüber uns steh'n.

Und dennoch möcht' ich ihn küssen,
Daß er so gut mich verstand;
Und wüßt' er, was ich nun schreibe,
So drückt' er mir auch wohl die Hand!

VI.

Der Ahorn am Teich.

Lieb-Ännchen ist so matt und blaß;
Die Mutter denkt: wie deut' ich das?
Die Mutter denkt's nicht ohne Grund:
Lieb-Ännchen ist von Liebe wund.

Und geht sie bleichen auf die Flur,
So bückt sie sich mit Mühe nur; —
Und fühlt sie, wie ihr Herzchen schlägt,
So fühlt sie, wie sich noch was regt.

Da hilft kein Läugnen, keine List,
Gestehen muß sie's, wie es ist.
Die Mutter hört's und glaubt es kaum,
Die Tochter wünscht, es wär' ein Traum.

Und wie's die Mutter endlich glaubt,
Da fährt sie auf wie sinnberaubt:
„Hinweg, du Dirn', — hinweg von mir!
„Nimm meinen Mutterfluch mit dir!

„Und also möcht' ich lieber gleich,
„Du wärst ein Ahornbaum am Teich,
„Wärst Holz und Laub und Stamm und Bast,
„Und dorrtest, wie das Grün am Ast!“

Die Mutter flucht, das Kind erstarrt,
Sein Leib wird Ahorn zäh' und hart,
Der Busen Holz, die Haut zum Bast,
Die Locken Laub, die Hand zum Ast.

Entsetzen faßt die Mutter an; —
Das haben Schuld und Fluch gethan!
Und schmerzlich Laubgelispel weht
Am Teiche, wo der Ahorn steht.

Doch horch! was klingt nach langer Zeit
So lustig durch die Einsamkeit?
Das ist ein Fiedler wohlgemuth,
Der spielend unter'm Ahorn ruht.

Er streicht so kühn und kräftig aus,
Als gält's im Fasching Saus und Braus;
Er spielt, daß ihm der Bogen bricht,
„Ei," ruft er, „brich, mich kümmert's nicht!

„Der Ahorn, unter dem ich lag,
„Hat Äste mehr, als frommen mag;
„Ein solches Ästlein zäh' und fein
„Mag wohl der beste Bogen seyn!"

Sein Messer nimmt er, schneidet an,
Da stöhnt's, — ein Tröpflein perlet dran,
Ein rothes Tröpflein, roth wie Blut:
Dem Fiedler sinkt beinah der Muth.

Er schneidet wieder — horch! wie's stöhnt:
„Schneid' immerhin, mein Blut versöhnt!
„Schneid' immerhin ein Böglein dir,
„Und spiel' damit ein Grablied mir.

„Und geh' in's Dorf vor's Bleicherhaus,
„Und sieht die Mutter dort heraus,
„So geig' ein Stücklein lieb und lind,
„Und sag', es sei von ihrem Kind!“ —

Dem Fiedler bringt die Klag' in's Herz,
Er schnitzt und zieht mit stillem Schmerz,
Und tritt im Dorf vor's Bleicherhaus,
Da sieht ein blasses Weib heraus.

Er spielt ein Stücklein lind und fein:
Von ihrem Kinde sollt' es seyn;
Noch traf's kein Bogen je so weich,
Als der vom Ahornbaum am Teich.

Die blasse Mutter hört, wie's tönt,
Die blasse Mutter seufzt versöhnt:
„Ach, besser ein gefallnes Kind,
„Als — keines! — Fluch't nicht zu geschwind!“

Die beiden Ringe.

Zwei Ringe trag' ich an meiner Hand,
Ein Liebespfand und ein Freundschaftspfand;
Von Gold ist jener so fein und klar,
Doch dieser von schwarzem Eisen gar.

Den goldenen schmückt als Wapenschild
Ein Blütenkranz so sinnig und mild;
Den eisernen ziert als Schmerzsymbol
Ein Todtenkopf so schaurig und hohl.

Als Liebchen scheidend den goldnen mir gab,
Da sprach es: „Trag' ihn fort bis an's Grab!
„So oft Dir die Freud' ein Kränzlein flicht,
„So blick' auf den Ring und vergiß mein nicht!“

Als sterbend der Freund mir den eisernen gab,
Da sprach er: „Trag' ihn fort bis an's Grab;
„Und wenn Dir die Sonn' am hellsten scheint,
„Denk' manchmahl noch an den todten Freund!“

Drum ob ich froh war, oder litt,
Ich siegelte manches Briefchen damit;
Bei traurigen nahm ich das goldne Pfand,
Bei heitren den eisernen Ring zur Hand.

Der Blütenkranz auf dem Schmerzensbrief,
Er ließ ihm so tröstlich, wie wenn er rief:
„Ob Vieles auch stirbt, ob Vieles auch bricht,
„Noch blüht ja die Liebe, — drum zage nicht!“

Der Todtenkopf auf dem Freudenbrief,
Er ließ ihm so warnend, als ob er rief:
„Ist's noch so heiter, ist's noch so licht,
„Noch ist nicht Abend, — drum juble nicht!“

VII.

Das erste und letzte Bild.

„Geh', Meister, nimm mich auf zum Schüler,
„Ist's Einem Ernst, so ist es mir;
„Ich werde nicht nach Wochen kühler,
„Mich treibt nicht eitle Ruhmbegier;
„Mich drängt es nicht, um Gunst zu geizen,
„Mich lockt nicht blendender Gewinn,
„Nach andern, o! nach süßern Reizen
„Verlangt's allmächtig meinen Sinn!

„Ich lieb' ein Mädchen! Armer Maler,
„Was ist dein schönstes Ideal?
„O gegen dieses Licht ein fahler,
„Ein farbenloser Wiederstrahl;
„Aus ihrem Auge spricht ein Leben,
„Wie's eines Engels würdig ist;
„Das kannst du doch nicht wiedergeben,
„Und wenn du mehr als Maler bist!

„Ihr Antlitz düster ohne Thränen,
„Und ohne Lächeln hold und lieb,
„Auf dem die Lieb' ihr goldnes Sehnen
„In eine Wehmuthwolke schrieb,

„Gleich einem milden Sterne strahlt es
„Aus brauner Locken dunklem Kranz; —
„Gewiß kein ird'scher Pinsel malt es,
„Und wär' er Raphael's, so ganz!

„Den Mund, aus dessen keuschem Saume
„Die Sünde noch kein Wort erpreßt,
„Der mich mit seinem Laut, im Traume,
„Wie beim Erwachen, nicht verläßt;
„Den Busen, dessen heißes Klopfen
„Sich nur an meinem Herzen stillt,
„Der sorglich auffängt, was an Tropfen
„Den Augen unvermerkt entquillt; —

„Und diese tausend andern Züge,
„Die Spieglungen des Augenblick's,
„Verschwiegner Schalkheit, zarter Rüge,
„Getäuschter Hoffnung, stillen Glück's,
„Nein, Meister, die kannst du nicht treffen,
„Und setztest du dein Heil daran,
„Hier wird dich doch dein Pinsel äffen,
„Der malen, doch nicht lieben kann! —

„Wenn's Einer können soll auf Erden,
„So bin ich's selbst und ich allein!
„Drum, Meister, will ich Maler werden,
„Ich will dein treuster Schüler seyn!

„O lehre mich die Farben mischen,
„Lehr' mich der Zeichnung Ton und Grund,
„Lehr' mich das Düstre mit dem Frischen
„Vereinen zum gesell'gen Bund!

„Den kalten Körper nur vom Bilde,
„Den dunklen Umriß lehre du,
„Der Liebe Glut, den Strahl der Milde,
„Die Seele geb' ich selbst dazu.
„Mit einem Eifer, niemahls kühler,
„Versuch' ich, üb' ich für und für;
„Drum, Meister, nimm mich auf zum Schüler:
„Ist's Einem Ernst, so ist es mir!“

Der Jüngling spricht's, der alte Meister
Drückt ihm als Schüler warm die Hand:
Denn solcher Jugend rege Geister
Sind für's Gedeih'n ein sichres Pfand.
Der Jüngling horcht des Alten Lehren
Mit regem Blick, gespanntem Ohr,
Denn seinem glühenden Begehren
Schwebt nur der Preis des Zieles vor.

Er lernt; — was Andren kaum in Jahren
Der Fleiß durchwachter Nächte trug,
Hat er, es ewig zu bewahren,
Errungen und erstürmt im Flug.

Schon weiß er, wie die Farben kleiden,
Schon ist sein Pinsel fest und treu,
Schon weiß er, wo das Licht zu meiden,
Und wo der Schatte Tugend sei.

Schon weiß er, Mienen einzusaugen,
Bis er sie ganz empfangen hat,
Um, was er einsog mit den Augen,
Hinaus zu hauchen auf das Blatt.
Da geht ihm auch kein Zug verloren,
Nicht eine Linie büßt er ein;
Von ihm gemalt, heißt neu geboren,
Heißt in sich selbst verdoppelt seyn.

Nun kann er seiner Kunst vertrauen,
Zu sicher ist er, zu geübt;
Mehr kann er nun, als nur sie schauen,
Erschaffen kann er, die er liebt.
Schon eilt er mit dem Malerzeuge
Zum wohlbekannten Erker hin,
Verbirgt sich lauschend im Gezweige,
Und harrt der süßen Königin.

Der Tag mit seinem ersten Schimmer
Umpurpurt alle Höhen schon;
Sie grüßte sonst den Morgen immer
Mit einem Liede vom Balkon;

Er harrt und lauscht mit Farb' und Brete,
Kein Lied ertönt, kein Kopf erscheint;
Die Vögel jubeln um die Wette,
Der Maler aber geht und weint.

Und wieder mit dem ersten Schimmer
Umglüht der Tag die Alpenhöh'n,
Und wieder lauscht er, wo er immer
In Morgen=Andacht sie geseh'n;
Doch wieder klingt kein Fenster, wieder
Geht er mit leerem Bret und weint;
Und Sonnen wandeln auf und nieder,
Doch keine Königin erscheint.

Da kann er's länger so nicht tragen,
Bis er des Zieles Preis erreicht,
Und ist es gleich ein kühnes Wagen,
Was macht der Liebe List nicht leicht?
Verkleidet meldet an der Schwelle
Als wäl'scher Maler er sich an;
Und fragt, ob Niemand sei zur Stelle,
Dem seine Kunst hier dienen kann.

Ein Greis mit silberweißen Haaren
Gibt also, weinend, ihm Bescheid:
„„Seid Ihr in Eurer Kunst erfahren,
„„So kommt Ihr zur gelegnen Zeit.

„„Hätt' eine Tochter gern getroffen,
„„Kein schönres Antlitz saht Ihr je:
„„Sein bleicher Spiegel schildert offen
„„Des Lebens Wohl, des Lebens Weh!""

Der Alte geht voran, der Maler
Folgt ihm, mit bangem Schauer, nach;
Die Wand geht auf, da flammt ein fahler,
Unsichrer Schimmer im Gemach.
Sie treten ein, auf einer Bahre,
Von dreizehn Leuchtern roth umstrahlt,
In schneegewobnem Braut-Talare
Liegt eine todte Frau'ngestalt.

„„Die malt!"" entwankend ruft's der Alte,
Und läßt den Maler stumm zurück;
Der — ahnend, was der Sarg enthalte, —
Stürzt hin, — ja — er enthält sein Glück!
Ja, er enthält sein Glück, sein Streben,
Das Bild, für das er Alles bot:
Drum, konnt' er's malen nicht im Leben,
Wohlan! so kann er's doch im Tod.

Und wie erfaßt von Wahnsinnsfeuer
Langt er nach Pinsel, Farb' und Bret,
Und zieht mit stierem Aug' den Schleier
Vom Liebchen auf dem Leichenbett;



Und Stirn und Lock' und Mund und Züge
Ahmt seine Hand wie spiegelnd nach:
Die Stirn, die einst des Frühlings Wiege,
Den Mund, der einst so lieblich sprach.

Zum Auge kommt er nun, zum Auge,
Das einst geglüht in sel'ger Lust;
Er starrt es an, und zuckt, als sauge
Ein eis'ger Krampf ihm an der Brust.
Geschlossen ist das Aug', das dunkle,
Geschlossen ist's und geht nicht auf;
Kein Kuß hilft, daß es wieder funkle,
Vergebens strömt er Thränen drauf.

Und wieder rafft er sich zusammen,
Und malt, was war, statt dem, was ist,
Das Aug' mit seinen alten Flammen,
Die, wem sie galten, nicht vergißt;
Die Lippen mit den vor'gen Rosen,
Die Wangen mit dem vor'gen Roth:
Und raubt sein Recht dem schonungslosen
Und seine Macht dem mächt'gen Tod!

Vollendet ist das Bild, vollendet,
Der Meister traut sich selber kaum;
Wie Stein kniet er [illegible] zuge[illegible]ndet,
Und wacht nicht auf [illegible] Traum;

Starr bleibt er so noch manche Stunde,
Das Knie gebeugt, das Auge mild,
Und küßt noch todt, mit kaltem Munde,
Sein erstes und sein — letztes Bild.

Das liebe Fenster.

Du liebes, wohlbekanntes Fenster,
An dem ich oft mit Sehnsucht hing,
Als noch das Haus, deß' Aug' du bildest,
Mein liebstes Kleinod mir umfing!
Ich steh' dir wieder gegenüber,
Gedenke manches Traumgesicht's,
Und sehe deine Scheiben wieder,
Doch hinter deinen Scheiben nichts.

Was könnt' auch hinter ihnen schimmern,
Nur eines einz'gen Blickes werth?
Vielleicht ein Bild mit andren Mienen,
Das auch geseh'n zu seyn begehrt?
Vielleicht der Schatte jenes Köpfchens,
Das einst durch sie mir zugenickt?
Vielleicht ein Namenszug, dem Glase,
Dem Rahmen heimlich eingedrückt?

O keine Spur ist mehr vorhanden,
Verwandelt Alles und zerstört!
Kein Splitter mehr, der jener trüben
Und doch so sel'gen Zeit gehört!

Im fremden Rahmen fremde Scheiben
Und hinter ihnen fremd die Wand,
Auf fremdem Simse fremde Blumen,
Gepflegt von einer fremden Hand!

Ach! und wie kommt's nur trotz dem Allen?
Es läßt mich nicht vorübergeh'n.
Der Pulse ungestümes Pochen
Heißt mich verweilen, aufwärts seh'n!
Du warst mir theuer, liebes Fenster,
Du hast mir wohl und weh' gethan,
Und was mir einmahl lieb geworden,
Dem hang' ich ewig liebend an.

Ach! steigt es doch aus deinem Rahmen
So rosighell vor mir empor,
Ein buntes Treiben, bunter immer,
Wie eine Welt, die ich verlor;
Wie eine Welt voll Blütenkeimen,
Die mir zur goldnen Frucht gereift,
Wie eine Schaar von Wonneträumen,
Die, was noch Traum war, abgestreift.

Als Kinder seh' ich die Gefühle
Noch schüchtern deinen Rand umblüh'n,
Die nun dem Spiele längst entwachsen
Mit kühnem Ernste mich durchglüh'n.

Es war ja hinter diesen Scheiben,
Wo ich einst abends zagend stand,
Mein Glück mir in ein Wort vereinte,
Das Wort verlor, das Wort nicht fand!

Es war ja hinter diesen Scheiben,
Als ich, am Abende darnach,
Das Wort, das ich verloren, suchte,
Verlor und sucht' und fand und sprach.
Sie waren's, die ich oft behauchte,
Und in den Hauch zwei Namen zog;
An die ich oft die Stirne lehnte,
Gefaltet oft die Hände bog.

Sie waren's, — meine Sinne schwindeln,
Und meine Lippe nennt es nicht!
Mir malt die Wonnen jener Tage
Nur manchmahl noch ein Traumgesicht.
Drum sei gegrüßt, du liebes Fenster,
Du bleibst ein lichter Punkt für mich;
Die Szenenfolge meines Lebens
Wär' unterbrochen ohne dich!

Und weilt' ich Jahrelang dir ferne,
Und riefe mich mein Stern zurück,
Dir schenkt' ich, blind für alles Andre,
Dir, Fenster, meinen ersten Blick!

Und wär' auch längst die Blum' entblättert,
Die hinter dir einst aufgeblüht,
Mit doppelt heißen Thränen rief' ich,
Dich schauend: „Hier hat sie geglüht!“ —

Und bräch' einst diese Stadt zusammen,
Und sänkst auch du in Schutt mit ihr,
Ich seufzt' an deinem Trümmergrabe
Mit Wehmuth noch: „Hier war es, hier!
„Hier war es, hier das liebe Fenster,
„Das mir so wohl, so weh' gethan!“ —
Denn was mir einmahl lieb geworden,
Dem hang' ich ewig liebend an!

VIII.

Der letzte Mann.

In Lincoln saß ein düstrer Mann
Zur Stund', als eben das Jahr verrann,
Und hoch vom Dome der Thürmer mit Macht
Ein neues ausblies durch die Nacht.

Da tritt der düstre Mann zum Schrein,
Faßt eine bestaubte Flasche mit Wein,
Entkorkt sie, nimmt das Glas zur Hand
Und füllt es schweigend bis an den Rand.

Und wie er es langsam zum Munde führt,
Da fühlt er sich innigst bewegt und gerührt;
Man merkt es ihm ab am funkelnden Blick,
Er denkt an die früheren Zeiten zurück.

„Vor fünfzig Jahren," so denkt er, „da war's
„Wohl anders zur Stunde des sinkenden Jahr's;
„Da saßen wir unser zehn um den Tisch,
„Ein Jeder lebendig, ein Jeder frisch.

„Da klang es von Liedern so heiter und hell,
„Da sprang des Kapwein's glühender Quell,
„Da lief durch die Runde das herzliche „Du,"
„Da scholl viel Tolles und Kluges dazu.

„Und Einer erhob sich aus unserer Zahl
„Und faßte begeistert den vollen Pokal.
„„Nein,““ rief er, „„bei Gott! so köstlicher Wein
„„Soll nicht so schlechthin vertrunken seyn!““

„Und eine Flasche faßt' er sodann
„Und legt' ein fesselndes Siegel daran,
„Und hieß sie von Handen zu Handen geh'n
„Und ließ sie von Aller Augen beseh'n.

„„Die Flasche,““ rief er, „„so, wie sie ist,
„„Sie soll bewahrt seyn von dieser Frist,
„„Bewahrt, ob Blatt um Blatt auch fällt
„„Vom Kranze, der jetzt noch so wohl bestellt.

„„Und wenn einst nur mehr noch ein Einziger lebt,
„„Und wieder das sinkende Jahr entschwebt,
„„Der hole schweigend sodann aus dem Schrein
„„Hervor die versiegelte Flasche mit Wein;

„„Entsiegle sie, nehme das Glas zur Hand
„„Und füll' es mit perlendem Weine zum Rand,
„„Und leer' es im stillgewordenen Haus
„„Wehmüthig auf's Wohl der Geschiedenen aus!““

„Und fünfzig Jahre sind nun hinum,
„Hier sitz' ich der Letzte, der Einzige, stumm.
„Wohlauf! Dir, Bruder, sei das gebracht:
„Du fielst, ein Beneideter, schön in der Schlacht! —

„Dir, Bruder, dieß: im Meer ist's kühl! —
„Dir — dieses: ein böses Spiel ist das Spiel! —
„Dir — dieses, Bruder: du glaubtest mir nicht,
„Daß Liebe die Herzen wie Binsen bricht!

„Dir, Vielgeprüfter, — ein Lebehoch! —
„Auch dir: schwer drückt wohl der Ehren Joch! —
„Auch dir: nicht wahr, die peinlichste Pein
„Ist die, verkannt von den Liebsten zu seyn? —

„Auch dir: man beneide den Dichter nicht;
„Des Herzens Grabmahl ist manch ein Gedicht! —
„Auch dir, du leichter, glücklicher Sinn:
„Du scherztest dich lächelnd in's Jenseits hin! —"

So denkt sich der Mann, leert Glas um Glas;
Die Augen umflort's ihm, er weiß nicht was: —
Es ist doch schwer, aus frohem Verein,
Der einzige — letzte Mann zu seyn!

Reisegesellschaft.

Da fand sich einst zu mir ein Mann,
Er schloß sich freundlich an mich an,
Er fuhr mit mir bei Tag und Nacht,
Hat nie die Zeit wir lang gemacht.

Er war nicht Einer, der viel spricht,
Doch mit der Mode hielt er's nicht;
Es drückt' ihm etwas, schien's, die Brust,
Vorüber war's mit seiner Lust.

Man sah es brennen klar in ihm
Und weiter glüh'n voll Ungestüm,
Und zu berechnen war es schier:
„Es brennt nicht lange mehr in Dir!"

Wir stiegen ab in einem Haus
Und ruhten dort vom Reisen aus,
Und fanden dort ein schönes Kind,
Das uns geschäftig wohl bedient.

Das schöne Kind war auch recht gut,
Ein unverdorbnes, frohes Blut; —
Oft sah es mein Genoß sich an
Und wurde weich und weicher dann.

Und als wir wieder aus dem Haus
Uns setzten in die Kutsch' hinaus,
Kommt auch die Dirn' an unsern Schlag
Und wünscht uns, was man wünschen mag.

Und mein Gefährt', — ich weiß nicht wie?
Kneipt plötzlich in die Wange sie,
Und spricht ganz wunderbar gesinnt:
„Leb' wohl, leb' wohl, du gutes Kind!

„Und kommst du in die Hauptstadt einst,
„Die du zu sehen doch wohl meinst,
„So komme doch (das rath' ich dir)
„Auch einmahl auf Besuch zu mir."

Das Kind wird roth, und weiß nicht gleich
Zu sagen: „„Herr, wo find' ich Euch?"" —
„Kind," spricht er, „träfst du nirgend mich:
„Im Kirchhof bin ich sicherlich."

IX.

Der Suchende.

Ein finsterer Pilger durchirrt den Wald,
Am Leibe noch jung, am Herzen alt:
Sein todtes Liebchen ist Schuld daran,
Daß er nicht jung mehr scheinen kann.

Er geht, bleibt stehen, spricht ein Wort;
Setzt wieder ab, irrt wieder fort,
Schreit laut vor sich hin, ist wieder still, —
Weiß selber, scheint es, nicht, was er will.

Zu Hause freut es ihn nimmermehr:
Sie sucht ihn dort nimmer, das Haus ist leer;
In keinem Schatten verlangt er zu ruh'n,
Sie ruht ihm ja nimmer zur Seite nun.

An keiner Blume findet er Lust, —
Er kann sie nicht stecken an ihre Brust;
Für keine Quelle hat er mehr Sinn,
Er sieht ja ihr Bild nicht bei seinem darin.

Den eigenen Thränen ist er feind:
Sie fragt ihn ja nimmer, warum er weint?
Sie fragt nicht mehr, gibt nicht mehr Bescheid,
Bekümmert sich nicht mehr um Freud' und um Leid. —

Und wie er irrt durch Steig und Steg,
Da tritt ihm ein greises Weib in den Weg;
Ein Weib, zwergartig, hager und alt,
Als wär' es das Schicksal in Menschengestalt:

„Grüß Gott, mein Söhnlein, wohin denn so spät,
„Wann selbst schon der Adler schlafen geht?
„Ein Kind von deiner Art und Gestalt
„Gehört in die Welt und nicht in den Wald.

„Hielt dich der Vater, die Mutter zu streng?
„Im Walde da ist es ja eben so eng.
„Verlorst du dein Gold und dein Geld in der Welt?
„Im Walde wächst ja kein Gold und kein Geld.

„Wie? oder irrst du, zu morden, im Wald?
„Gib Achtung: Räuber werden nicht alt.
„Wie? oder verlorst du Richtung und Weg?
„Komm mit mir! Ich führ' dich den rechten Steg!" —

„„Nein, Mütterchen, nein, keine Mutter hat,
„„Kein Vater gemacht mich des Zwanges satt;
„„Ich wollt', ich hätt' noch so süßen Zwang,
„„Gern wollt' ich ihn tragen mein Leben lang!

„„Nein, Mütterchen, nein, — nicht verlor ich mein Gold:
„„Nie war ich dem gleißenden Schimmer hold.
„„Nicht treib' ich mit Anderer Leben mein Spiel,
„„Es ist mir ja meines, schon meines zu viel.

„„Nicht hab' ich des Weges verfehlt auf der Flucht,
„„Ich suche ja keinen, hab' keinen gesucht.
„„Ich will nicht aus, ich will nicht ein,
„„Ich will nur sie, nur sie allein!

„„Ich will nur sie, ich suche nur sie,
„„Das Kind nur such' ich, das Gott mir verlieh;
„„Und wenn ich es finde, so führ' ich's nach Haus,
„„Und find' ich es nimmer, so ist es aus! —

„„Ist aus mit mir, aus, Mütterchen, aus!
„„Dann brauch' ich nicht Weg, nicht Lager, nicht Haus,
„„Dann kann ich mein Haus ja überall seh'n,
„„Wo zwei Weiden auf einem Hügel steh'n!

„„Doch, Mütterchen, sage mir, sage mir an,
„„Ob ich sie finde, und wo? und wann?““ — —
„Das will ich dir sagen, das ist mir bekannt,
„Nur steh' mir in's Auge, nur reich' mir die Hand!

„Du liebst ein gutes, ein süßes Kind,
„Du bist ihm mit Rechten so treu gesinnt;
„Drum wird es nicht ohne Mühe dein,
„Doch Muth! es wird ja so lange nicht seyn!

„Zwar wirst du manchen Morgen und Tag
„Durch Thäler noch wandeln, durch Busch und Hag;
„Wirst manche Thräne noch weinen um sie,
„Vor mancher Kapelle noch beugen dein Knie.

„Wirst manch ein Sternlein noch kommen seh'n,
„Doch laß den Muth nicht untergeh'n:
„Eh' wieder die Blätter fallen allhier,
„Hast du sie gefunden, — und bist du bei ihr!“ —

Der Jüngling ging, — und manchen Tag
Durchirrt' er Thäler, Busch und Hag,
Vergoß noch manche Thränen um sie,
Und beugte vor mancher Kapelle sein Knie.

Manch Sternlein sah er noch kommen und geh'n; —
Doch wo die zwei Weiden am Hügel steh'n,
Wo die Blätter schon fallen für und für,
Da — fand er sie endlich, da blieb er bei ihr.

Stille Freude.

Wenn ich oft mit ernster Stirne
Mich aus eurem Kreise stehle,
Brüder, um allein zu seyn:
Glaubt nicht, daß ich Einem zürne,
Oder daß mir Etwas fehle; —
Ich bin oft nur gern allein.

O dann ist so fern vom Grolle,
Dann ist jedem sanften Triebe
So befreundet meine Brust,
Daß mein Herz, das übervolle,
Sich ergießen möcht' in Liebe,
Und vergeh'n in süßer Lust.

O dann malt sich Fried' und Sehnen,
Wie ein blauer Himmelsspiegel,
In der Seele stillem Meer;
Und Gefühle zieh'n gleich Schwänen,
Lüftend ihre weißen Flügel,
Ernst und langsam drüber her.

Liebe, freundliche Gestalten
Seh' ich wandeln allerwegen,
Und ich weiß nicht, wie mir ist;
Denn mit zauberischem Walten
Treten Bilder mir entgegen,
Längst gekannt und längst vermißt.

Meiner Kindheit süße Träume,
Meiner Jugend sel'ge Klagen
Leben vor mir wieder auf;
Früchte werden wieder Keime,
Und Bescheide wieder Fragen,
Und ein Rückweg wird mein Lauf.

Alte Freuden fühl' ich wieder,
Wieder glüh'n mir alte Farben,
Altes Glück wird wieder neu;
Jahre weh'n wie Schleier nieder,
Auseinander fallen Garben,
Und mein Sommer wird zum Mai.

Aber — nun mit Einem Mahle
Flieht das Bild vergangner Zeiten
Wie ein Schatten wieder hin. —
Und im lichten Zauberstrahle
Seh' ich Stund' auf Stund' entgleiten,
Und die Zukunft lockt den Sinn.

Und auch da erblick' ich Bilder,
Längst vom Ahnen und vom Hoffen
Vor die Seele mir gemalt;
Und die Bilder werden milder,
Rosenauen seh' ich offen,
Und der Preis des Lebens strahlt.

Gattenliebe, Vaterwonne,
Selbsterkennung, Lebensklarheit
Seh' ich sprossen und gedeih'n;
Und der Dichtung bessre Sonne
Sträubt sich nicht, der ernsten Wahrheit
Ihren heitren Strahl zu leih'n.

Schweig' ich drum in eurem Kreise,
Deutet's nicht für Groll und Schmerzen,
Was aus meinem Schweigen spricht:
Es ist so nur meine Weise,
Mir ist dann recht wohl im Herzen
Und nur sagen kann ich's nicht.

X.

Geister-Rache.

Ein Wald von Wimpeln flattert vor Chios auf der See;
Das ist die Türkenflotte, sie brachte grauses Weh'.
Hoch am Verdecke lehnet der wilde Kapudan,
Und grinst mit Höllenfreude die fernen Trümmer an.

Und über blut'ge Spuren von Qual und Brand und Mord
Kriecht wie ein schwarzer Lindwurm der Rauch am Strande fort.
Wohl dreißigtausend Griechen verspritzten heut' ihr Blut,
Und ihre Leichen rollten hinunter in die Flut.

Da ruh'n sie noch gefesselt vom eigenen Gewicht,
Die Wogen gehen drüber, das Auge sieht sie nicht;
Die Sonne kehrt sich schaudernd von solchem Gräuel ab,
Schon blickt aus Osten blutig der Mond in's blut'ge Grab.

Da regt sich's in der Ferne, lebendig wird das Meer,
Unheimlich rauscht und knistert's und treibt sich hin und her;
Die Wächter seh'n es staunend in stillem Zuge nah'n,
Als kämen kecke Schwimmer die Flotte zu umfah'n.

Die Wächter rufen drohend den bösen Gästen zu,
Die aber schwimmen näher in ungestörter Ruh';
Die Wächter feuern wüthend aus hundert Büchsen drein,
Kein Schrei ertönt, — die Rotte scheint kugelfest zu seyn.

„Was gibt's?“ so lärmt der Pascha aus der Kajüt' empor
Und stürmt mit blankem Säbel selbst bis zum Borde vor,
Da sieht auch er es ringen, sich drängen und sich bläh'n,
Und durch die Galioten sich grausen Zuges dreh'n.

Viel tausend Köpfe ragen aus dunklen Fluten auf,
Der helle Mondschein leuchtet mit bleichem Schimmer drauf. —
„Beim Allah!“ ruft er wüthend, „das sind die Hunde ja,
„Die auf der Hauptstadt Trümmern ich heut' verröcheln sah!“ —

Und die Tufenken läßt er entladen unter sie;
Umsonst! sie nah'n wie drohend, als mahnten sie: „Entflieh!“
Voran dem Todtenheere da schwimmt die Priesterschaar,
Der Bischof an der Spitze mit blut'gem Silberhaar.

Gehoben von den Wellen krampft er sich hoch hinan
Und starrt mit off'nen Augen den Pascha dräuend an;
„Entflieh!“ so scheint zu warnen sein halbgeschlossner Mund,
„Entflieh! als Rachegeister entstiegen wir dem Grund!“ —

Da faßt ein grauser Schrecken den wilden Kapudan,
Die Kiele läßt er wenden, läßt segeln was er kann;
Umsonst! auf langen Furchen zieh'n ihm die Leichen nach,
Er wagt nicht umzuschauen, sein grimmer Starrsinn brach.

Und wenig Monden schwinden, und wieder naht der Tag,
An dem der Pascha mordend vor Chios' Mauern lag,
Da siegt der Muth der Griechen, der Geist der Rache ruft,
Und mit der Flotte fliegt auch der Pascha in die Luft.

Entschuldigung.

(An einen Freund.)

Geliebter Freund, bei dem es mir gelungen,
Mich einzusingen in dein warmes Herz,
Du fragst mich nicht aus eitlen Huldigungen,
Du fragst, ich fühl's, mich aus besorgtem Schmerz,
Warum ich auf der Muse Stapelplätzen,
So selten käm' ein Liedchen abzusetzen!

Wie soll ich ganz dir meinen Dank beweisen,
Nicht daß du mich entbehrst, nein, mich nur nennst?
Wie aber kann ich gnug dich glücklich preisen,
Daß du den Grund nicht meines Schweigens kennst?
Nicht kennst die Nächte, welche kalt und nüchtern
Den lautesten der Sänger selbst verschüchtern?

O glaube mir, nicht müßig liegt die Feder,
Ich tauche sie noch oft in's Herzblut ein;
Wohl Mancher merkt mir's ab, doch nicht ein Jeder,
Auch will's ja nicht bemerkt von Jedem seyn;
Denn was wir Arbeit nennen, Fleiß der Seelen,
Das nennen sie: den lieben Tag bestehlen.

Darf ich doch selber ihr es nicht gestehen,
Die Lieb des Herzens, Herz des Lied's mir ist. —
„Sie werden lächeln," meint sie, „und dich schmähen,
„Daß du nur eines Namens Herold bist!
„Mach' etwas Tücht'ges: Dramen und Geschichten;
„Wer wird denn ewig Liebeslieder dichten?" —

Doch sei's, ich bleibe drum nicht müßig, Lieber!
Oft wird die Brust mir ganz besonders voll;
Dann dehnt sie sich und geht in Liedern über,
Und schmelzt mir wider Willen Gram und Groll.
Dann mag ein Andrer sitzen und sich fassen,
Wer einmahl nachgab, kann es nimmer lassen.

Des Lied's Gewohnheit läßt sich nicht entwöhnen,
Man will's auch nicht, weil sie so selig macht;
Sie kann verzeih'n, verschönern und versöhnen,
Und kostet nichts, als höchstens eine Nacht.
Ist's besser nicht, als in des Schlummers Räumen,
Sie wach am Pult, doch schöner zu verträumen?

So träum' ich oft, und hab' der Träume viele
Mir aufbewahrt für eine beßre Zeit;
Es kommt zu nichts mit dem Gedankenspiele,
Mit dieser selbstgefäll'gen Eitelkeit;
Wer wird nach Herzen in Journalen schauen?
Man liest sie nur, um leichter zu verdauen!

Gib ihnen, was dir aus dem tiefften Herzen
In einer Stunde seltnen Glückes quoll;
Gib ihnen echte Freuden, echte Schmerzen,
Der wärmsten Liebe reinsten Jubelzoll;
Ja gib, was, wenn's Anakreon gesungen,
Durch Menschenalter hätte fortgeklungen; —

Sie werden sitzen um den Tisch beim Glase,
Das Zeitblatt fassen sie mit krampf'ger Hand,
Durchblättern's, rümpfen die bebrillte Nase,
Was Unverständ'ges murmelnd von Verstand,
Bis sie zum Schluß nach mancher Phras' und Note
Ein Wortspiel machen oder eine — Zote.

Wer, lieber Freund, erfaßt von diesem Bilde,
Zerbräche nicht die Schranken der Geduld?
Es ist das Herz mit seiner Kraft und Milde,
Um dessen Gunst die scheue Muse buhlt;
Wo sie bemerkt, man will sie nicht verstehen,
Da wird sie roth und wendet sich zum Gehen.

Fünfte Lese.

Ich weiß nicht, was es soll bedeuten,
Es ist mir wahrlich selbst nicht lieb:
Denn stimm' ich noch so hell die Saiten,
So klingen sie zuletzt doch — trüb!

I.

Die Warnung.

Ein Jüngling saß mit düstren Mienen
In grüner Gräber Mitte da,
Als wär' er heimisch unter ihnen,
Und kein Gedank', als Tod, ihm nah'.

So war's auch, und mit schnödem Lächeln
Senkt' er sein Haupt zur Erd' hinab,
Als wünscht' er, daß des Westes Fächeln
Schon hinzög' über seinem Grab.

Ist er denn krank? — Noch färbt ja Leben
Sein zartgeröthet Wangenpaar.
Doch seine Krankheit ist sein Streben:
Denn was er will, ist ihm nicht klar.

Er könnte froh seyn und will trauern,
Er könnte lieben — ach! und haßt,
Er muß die schöne Welt bedauern,
Und lächelt mancher Schmerzenslast.

Er schilt gering, was er verloren,
Und härmt sich über eitlen Tand;
Zum Leide klagt er sich geboren,
Und zürnt, daß er kein Leid noch fand.

Der Gute dünkt ihm zu viel Engel,
Der Sünder zu viel Teufel ihm,
So schmäht auf Tugenden und Mängel
Sein Herz mit gleichem Ungestüm.

Was also will er? — „Sterben, sterben,
Verlassen diese Welt voll Schein,
Im Tode Ruhe sich erwerben,
Und nicht seyn, um beglückt zu seyn!“

„O komm',“ so ruft er, „komm', du größter
„Von allen Engeln Gottes, komm'!
„Lösch' aus ein Licht, du stiller Tröster,
„Das nur sich selbst zur Qual entglomm!“ —

Da schallt ein gräßlich gellend Lachen
Den Friedhof schauerlich entlang,
Und dumpfe Geisterkläng' erwachen,
Wie meilenferner Grabgesang.

Und fieberhafter Schauer zittert
Durch flüsternd Fliederlaub heran,
Und fahl, wie wenn's von fern gewittert,
Färbt mattes Licht den Gräberplan.

Und eine Hand wie Eis erhebet
Von rückwärts sanft des Jünglings Kinn;
Er dreht von wildem Schreck durchbebet
Starr nach der Hand das Antlitz hin.

Und wie er aufblickt, glotzt von oben,
Wie Glühwurmschein auf einem Grab,
Gigantisch über ihn erhoben
Ein grinsend Beingesicht herab.

Und aus dem offnen Knochenmunde,
Wie Vampyrlaut aus dumpfer Gruft,
Hallt's, mit dem Schlag der Geisterstunde,
Hohnlachend durch die schwüle Luft:

„Thor, sieh', da bin ich, den du rufest!
„Warum knickt deine Mannheit ein?
„Ich bin's, der Engel, den du schufest, — —
„Doch ruhig, — mich verlangt nicht dein!

„Ich bin kein Sklave, der erscheinet,
„Wenn tolle Laun' es herrschend will;
„Gebannt nicht, noch herangeweinet,
„Wann's mir geboten, komm' ich still.

„Dahier in meiner Brust von Knochen
„Da steht's geschrieben unsichtbar,
„Was von mir seyn soll abgebrochen,
„Und was verschont von Jahr zu Jahr.

„Und wie's nicht Winter ist zu nennen,
„Wenn Blumen knickt der Sense Schnitt,
„Kann ich's als mein Werk nicht erkennen,
„Wenn mich der Mensch bei sich vertritt.

„Du, Fant, willst reif seyn schon zum Tode,
„Schon reif seyn jetzt, unsel'ger Thor?
„Wie manche Lebensperiode
„Steht, eh' du reifst, dir noch bevor.

„Glaubst du, weil ich oft Kinder mähe,
„Weil ich oft Länder leer' im Flug,
„Der tolle Wunsch nach meiner Nähe
„Geb' auch auf mich schon Recht genug?

„Du mußt mich lebend erst verdienen
„Mit Leid und Lust, mit Freud' und Pein;
„Ich bin kein Knecht trübsel'ger Mienen,
„Erkauft, erfröhnet will ich seyn!

„Du mußt noch irren, mußt noch kämpfen,
„Noch keuchen unter'm Erdenjoch,
„Mußt Wünsche zügeln, Lüste dämpfen,
„Mußt lieben und mußt hassen noch.

„Mußt kennen lernen die Dämonen,
„Die licht und schwarz durch's Leben geh'n,
„Mußt lang nach bessren Regionen
„Mit ungestillter Sehnsucht seh'n.

„Und wenn du erst geliebt das Leben,
„Und seinen tiefen Sinn erfaßt,
„Dann komm' ich, dir die Hand zu geben,
„Dann hol' ich dich als würd'gen Gast!“

So scholl's, da war der Spuk zerstoben,
Und reglos lag der Jüngling dort;
Erst als der Morgen sich erhoben,
Schlich er vom Friedhof sinnend fort.

Doch bleich blieb sein Gesicht, als habe
Vom Lenzroth es nicht viel verspürt; —
Das kam von jener Hand am Grabe,
Die warnend ihm das Kinn berührt.

Taschenspielerei.

Die Zeit — ich hab' es selbst erfahren —
Ist eine Taschenspielerin,
Sie schlägt die Volte mit den Jahren,
Und blendet neckend Aug' und Sinn.

Da steht sie, hinter'm grünen Tische
Der Erde, mit geübter Hand,
Vor sich ein schimmerndes Gemische
Von Flitterwerk und Zaubertand.

Und Dornen wandelt sie in Rosen,
Wohl öfter noch die Ros' in Dorn,
Und läßt um Nieten ämsig losen,
Und trübt zu Blut der Freude Born.

Und Kronen bröckelt sie zu Staube,
Und schmelzt den Staub zu Gold im Nu,
Und schickt die kaum gewürgte Taube
Des Friedens neubelebt uns zu.

Die Zeit — ich hab' es selbst erfahren —
Ist eine Taschenspielerin;
Sie nahm mir einmahl meinen klaren,
Gesunden, lebensfrohen Sinn.

Und legt' ihn tändelnd unter'n Becher
Der Lieb' und sprach ein kurzes Wort;
Dann hob sie rasch den Zauberköcher, —
Mein klarer, froher Sinn war — fort.

Was ich dafür zurückerhalten,
Ist ein verkohlter Diamant; —
Ich küßt', erschüttert durch ihr Walten,
Mit Thränen ihre Künstlerhand.

II.

Der gejagte Jäger.

Das geht durch Dorn und Ranke, durch Wald und Schlucht in Hast, —
Du junger Alpenjäger, so gönne dir doch Rast!
Das Wetter ist nicht günstig, was klimmst du denn empor?
Meinst du, die Gemsen machen sich dir zu Lieb' hervor?

Dem jungen Jäger aber liegt nicht die Jagd im Sinn,
Er starrt mit trüben Augen gar seltsam vor sich hin,
Er schlendert an den Klüften, wovor selbst Jägern graust,
Ganz schwindellos vorüber, sein Stutzrohr in der Faust.

Den Aar in hohen Lüften, sonst ein willkommnes Ziel,
Er läßt ihn ruhig kreisen, — es gilt ein andres Spiel;
Heut' ist nicht er der Jäger, heut' wird er selbst gejagt,
Gejagt von Kupp' auf Kuppe, bis ihm die Kraft versagt.

Die Jäger sind die Schwüre, die ihm die Sennin schwor,
Die Jäger sind die Stunden, die er an sie verlor,
Die Jäger sind die Küsse, die sie nicht ihm vermeint,
Die Jäger sind die Thränen, die sie nicht ihm geweint.

Ein lustig Jägervölkchen, für einen Leu genug,
Sie hetzen ihn verspottend bis vor zum letzten Bug,
Zum Rand, wo kein Entkommen, wo kein Besinnen gilt, —
Da steht er nun, umzingelt, ein mattes, armes Wild.



Was kümmert ihn die Wolke, die fast sein Haupt berührt,
Was kümmert ihn das Wetter, das sie mit sich geführt,
Ihr Prasseln und ihr Sausen und ihrer Blitze Strahl? —
Sein Auge starrt hinunter, hinunter nur in's Thal.

Dort steht sie noch die Hütte, das Fenster glänzt noch dort,
Das klirrte manchem Pochen, das lauschte manchem Wort;
Das Pochen war vergebens, das Wort war leere Spreu, —
Er hat die Treu' gehalten, doch sie vergaß der Treu'.

Jetzt regt sich was vor'm Hüttchen, — sie ist's — sie muß es seyn, —
Da hüllt der Nebel sinkend ihm Thal und Hüttchen ein,
Da faßt er wild die Büchse, drückt fest an's Herz den Lauf:
„Glück auf, beglückter Freier! Herzliebchen, schau' herauf!"

Und plötzlich senkt die Wolke sich berstend niederwärts, —
Ein Strahl, — der Jäger taumelt, — der Strahl fuhr ihm durch's Herz. —
So fanden ihn die Jäger versengt vom Flammenkuß;
Des Himmels Blitz ersparte dem einen bösen Schuß.

Abstand.

Wenn von der Wolken schwarzem Bogen
Der Pfeil des Blitzes saust daher,
Und, wo er zürnend hingeflogen,
Die Hütte dampft, — wohl ist es schwer.

Wenn eines Stromes Ader springend
Des Landes Herz, die Stadt, umschwillt,
Was es gehegt, im Nu verschlingend, —
Wohl gibt's ein grauses Jammerbild.

Wenn ähnlich einem trägen Drachen
Sich eine Seuche wälzt durch's Land,
Entvölkernd mit gefräß'gem Rachen, —
Wohl sinkt uns muthlos Haupt und Hand.

Wenn brausend oft von wildem Gähren
Die Erde birst in falschen Weh'n,
Begrabend nur, statt zu gebären, —
Wohl ist's um Menschenglück gescheh'n!

Wenn Elemente sich erheben,
Um uns zu öffnen unser Grab:
Wir sind in ihre Macht gegeben,
Weil sie ein Größrer ihnen gab.

Was sie auf unser Haupt auch laden,
Ein frevelnd Unrecht ist es nie,
Sie können es von Gottes Gnaden, —
Was er geschenkt, er nimmt's durch sie.

Doch wenn uns Menschenbosheit quälet,
Wenn Muthwill' unsre Blüten knickt,
Wenn Übermuth zum Kampf gestählet
Mit Hohn uns Hoffnungen zerdrückt;

Wenn falsche Größe spielt mit Wehe,
Wenn Rohheit fordert blut'gen Zoll,
Wenn ich die Thorheit rasen sehe:
Dann schwillt das Herz mir auf in Groll.

Wir ehren mit gebeugten Stirnen
Des Elementes Ungestüm;
Dem Menschen mag der Mensch drob zürnen,
Denn arger Frevel ist's von ihm.

III.

Der todte Soldat.

> The most precious tears are those, with which
> Heaven bedews the unburied head of a soldier.
> O. Goldsmith.

Auf ferner fremder Aue
Da liegt ein todter Soldat,
Ein Ungezählter, Vergessner,
Wie brav er gekämpft auch hat.

Es reiten viel Generale
Mit Kreuzen an ihm vorbei;
Denkt Keiner, daß, der da lieget,
Auch werth eines Kreuzleins sei.

Es ist um manchen Gefallnen
Viel Frag' und Jammer dort,
Doch für den armen Soldaten
Gibt's weder Thräne noch Wort. —

Doch ferne, wo er zu Hause,
Da sitzt, beim Abendroth,
Ein Vater voll banger Ahnung
Und sagt: „Gewiß, er ist todt!"



Da sitzt eine weinende Mutter,
Und schluchzet laut: „Gott helf'!
„Er hat sich angemeldet:
„Die Uhr blieb steh'n um Elf!"

Da starrt ein blasses Mädchen
Hinaus in's Dämmerlicht:
„Und ist er dahin und gestorben,
„Meinem Herzen stirbt er nicht!" —

Drei Augenpaare schicken,
So heiß es ein Herz nur kann,
Für den armen, todten Soldaten
Ihre Thränen zum Himmel hinan.

Und der Himmel nimmt die Thränen
In einem Wölkchen auf,
Und trägt es zur fernen Aue
Hinüber in raschem Lauf;

Und gießt aus der Wolke die Thränen
Auf's Haupt des Todten als Thau,
Daß er unbeweint nicht liege
Auf ferner, fremder Au.

Die beste Uhr.

Die Schildwach' auf dem Posten
Sie schreitet ab und zu,
Sie zählet Tritt' und Schritte,
Sie hat nicht Rast, noch Ruh'.

Sie sagt zur Stunde schweigend:
„Ach, daß du doch entflöhst!“
Und eh' man schlagen hörte,
Ruft sie schon: „Abgelöst!“

O Schildwach' auf dem Posten,
Oft that ich so wie du,
Und schritt vor einem Fenster
Gar ämsig ab und zu.

Und zählte die Minuten,
Und blickte nach dem Haus,
Wo zur bestimmten Stunde
Mein Liebchen sah heraus.

Und bat die Zeit im Stillen:
„Ach, wenn du doch entflöhst!“ —
Und wenn's am Fenster winkte,
Dann rief ich: „Abgelöst!“

Ihr andren Alle kennet
Die Zeit vom Namen nur;
Ein liebend Herz, das wartet,
Das ist die beste Uhr.

IV.

Nach einem Jahre.

Vor'm offnen Schranke steht die junge Frau,
In ihrem Auge schimmert süßer Thau.

Welch bunter Kram, dort Haub' und Hemdchen hier,
Und Strümpfchen, Bänder, seidne Flitterzier! —

Wo ist das Kindchen, das sie schmücken will? —
Noch schläft es unter'm Mutterherzen still.

Allein die Mutter sieht es schon vor sich,
Das holde Püppchen zart und inniglich.

Sie denkt in Haub' und Hemd' und Strümpfelein
Sich Köpfchen, Leib und Füßchen schon hinein.

Sie schmückt's im Geist mit Band und Flitter aus,
Wie ihres Lebens schönsten Blütenstrauß.

Und was erst Traum, bald ist es Wirklichkeit: —
O Mutterschaft, du süße Maienzeit!

Doch jede Maienwonn' ist wandelbar,
Und Vieles ändern kann — ein kurzes Jahr. —



Vor'm offnen Schranke steht die blasse Frau,
In ihrem Auge schimmert herber Thau.

Welch bunter Kram, dort Haub' und Hemdchen hier,
Und Strümpfchen, — doch nicht Band, nicht Flitterzier.

Wo ist das Kindchen, das sie schmücken will? —
Ach Gott! das schläft schon in der Erde still.

Allein die Mutter sieht es noch vor sich,
Das arme Würmchen, wie es leis' erblich.

Sie denkt in Haub' und Hemd' und Strümpfelein
Noch Köpfchen, Leib und Füße sich hinein.

Nur Band und Flitterzier sind nicht mehr da: —
Mit diesen schmückte sie den Sarg ihm ja.

Vorbereitung.

Wenn so mit allen seinen Schauern
Der Winter saust durch Feld und Hain,
Wenn Ströme stocken, Bäume trauern,
Es ist ein freudlos ödes Seyn.

So ganz verwandelt, kaum zu kennen
Die rings entblütete Natur,
Das Leben — Leben kaum zu nennen,
Auf Erden — kaum der Erde Spur.

Und alle Farben — wie zerronnen
In todtes Weiß, in mattes Grau,
Die Sonn' — in Nebel eingesponnen,
Nicht Wärme, nicht Gesang, nicht Thau.

Wenn das auf einmahl so geschähe,
Unvorbereitet, über Nacht,
So daß man todt am Morgen sähe,
Was abends lebhaft noch gelacht;

Wenn's plötzlich aus den Wolkenschichten
Hereinbräch' über Lenz und Licht; —
Ein Anblick wär' es zum Vernichten,
Die Menschen überlebten's nicht.

So aber ist's ein leis' Entfärben,
Ein langsam Welken und Vergeh'n,
Ein gnädig Mahnen an das Sterben,
Das wir in tausend Bildern seh'n.

Da sinken reif die goldnen Ähren,
Da tropft vom Baum die volle Frucht,
Da weint der Himmel kühlre Zähren,
Da jagt das Laub in schnellrer Flucht.

Da zieh'n die Vögel nach dem Süden,
Und Farb' um Farbe wird verwischt,
Bis in allmählichem Ermüden
Zuletzt das Leben still erlischt.

Das ist des Himmels gnäd'ge Leitung,
Er stürmt nicht wild und grausam drein,
Er weiht durch leise Vorbereitung
Das Herz zu jedem Bittren ein.

Er sprengt uns einzeln Wermuthstropfen,
Eh' er den Strom der Leiden schickt;
Er läßt zum Spiel die Pulse klopfen,
Eh' er den Dolch der Prüfung zückt.

Er macht die Lippen lebenssatter,
Bis sie des Kelches fast verdrießt;
Er macht das Aug' uns matt und matter,
Bis es zuletzt sich gerne schließt.

V.

Der Skalde.

„Muß ich's denn immer hören, wohin mein Fuß auch eilt,
„Wie sich in's Lob der Dänen der Skalde mit mir theilt?
„Wo meinen Namen sie nennen, dort nennen sie seinen auch,
„Sie jubeln ihm entgegen, wie's gegen uns der Brauch.

„Ich leite von den Asen mein unentweiht Geblüt;
„Was ist der Skald'? Ein Dichter, hat nichts als sein Gemüth! —
„Ich strecke den güldnen Scepter hinaus bis in die Flut;
„Sein Reich ist seine Laute, — was er ersingt, sein Gut.

„Ich mag's nicht länger dulden, daß man ihn mir gesellt,
„Ein toller Mißbrauch ist es der kindgewordnen Welt!
„Entweder soll er schweigen, — wo nicht, so lehr' er's mich;
„Ich will's den Leuten zeigen, kann er's, so kann's auch — ich!"

Der König Frotho ruft es, der Skalde naht dem Thron,
So stolz und so bescheiden, ein echter Liedersohn.
Zum Lied die Laute stimmend, wie Sängerbrauch es ist,
Begrüßt er seinen König, der lang und ernst ihn mißt.

„Du also bist der Meister, den ich beneiden muß,
„Der Alles mit mir theilet, der Dänen Gunst und Gruß?
„Ich aber sag' dir, Skalde, stell' du dein Singen ein,
„Was mir allein gebühret, das fordr' ich auch allein!"

„„Herr,"" spricht der Skalde ruhig, „„ich beuge mich vor dir;
„„Doch, wann ich lebe, zu schweigen, das, Herr, steht nicht bei mir!
„„Du kannst mit dem Pfeil wohl schießen den Vogel aus hoher Luft,
„„Doch, wann er lebt, nicht hindern sein Lied, wenn der Lenz ihm ruft.

„„Und wenn der Vogel blutend zu deinen Füßen sinkt,
„„Du kannst es auch nicht wehren, daß manche Thrän' ihm blinkt;
„„Kannst nicht sein Lied verbannen aus jedes Menschen Ohr:
„„Man schätzt das Schöne noch höher, sobald man es verlor!"" —

Nachdenkend hört es Frotho. — „Es mag so," spricht er, „seyn;
„Will dir dein Singen gönnen, nur sollst du's nicht allein!
„Zuvorthun soll mir's Keiner, der, den man rühmt, sei — ich,
„Im Liede, wie im Kampfe! drum komm', und lehr' es — mich!"

Schier muß der Skalde lächeln; er schickt getrost sich an;
Bald lernte Frotho fühlen, daß er's nicht lernen kann.
Und immer lauter schallen, wie Hohn, aus des Volkes Chor
Des Skalden mächtige Lieder in seine Burg empor.

„Ha, Bube," ruft er wüthend, — „Neid ist es, Neid von dir,
„Du willst es mich nicht lehren, — nimm hier den Lohn dafür!" —
Er stößt ihm den Dolch in's Leben, des Skalden Auge bricht. —
Er konnte den Dichter tödten, doch dichten konnt' er — nicht!

Männerwaffen.

Nie ohne Waffe sei der Mann!
Ich meine nicht das Schwert,
So sehr es ihn auch ehren kann,
Wenn er es selber ehrt.
Doch andre Waffen gibt es noch
Von Gott ihm umgeschnallt,
Die leih'n ihm selbst im Sklavenjoch
Beherrschende Gewalt.

Solch eine Waff' — es ist sein Geist,
Der ruhig klare Sinn,
Der alles Niedre von sich weist,
Gekehrt zum Höchsten hin;
Der, wenn des Schicksals Druck ihn preßt,
Ein Fels entgegenstarrt,
Nicht haarbreit von dem Rechten läßt,
Und treu sich selbst beharrt.

Solch eine Waff' ist sein Gefühl,
Sein volles, warmes Herz,
Verschlossen eitlem Thränenspiel,
Geöffnet wahrem Schmerz.

Das echter Freude gern sich freut,
Und echte Liebe liebt,
Und selbst für alle Herrlichkeit
Nicht einen Gran vergibt.

Solch eine Waff' — es ist sein Wort,
Das Echo seines Sinn's,
Ein festes Schloß, ein sichrer Hort,
Kein Spielball des Gewinn's.
Zur rechten Stund' am rechten Platz
Da hält es ehern Stand,
In armer Zeit ein reicher Schatz,
Und bessrer Zukunft Pfand.

Das sind die Waffen, die der Mann
Zu führen wissen soll,
Mit diesen kämpf' er furchtlos an,
Gerechten Stolzes voll.
Die leg' er im Gefecht der Welt
Nie eingeschüchtert ab,
Die nehm' er, als ein echter Held,
Einst mit sich in das Grab!

VI.

Gräberrosen.

Des Todtengräbers Klärchen
War gar ein liebes Kind,
Fünf Sommer hatt' es eben
Und Wangen roth und lind.

Des Todtengräbers Tochter
War Klärchens Mütterlein;
Sein Vater war ein Junker,
Ein Junker reich und fein.

Des Junkers Ältern aber
Die waren stolz und rauh,
Und meinten, nur die reichste
Sei auch die beste Frau.

Drum schalten sie den Junker,
Drum fluchten sie ihm gar,
Als sterbend ihm sein Bräutchen
Das liebe Kind gebar.

Und was der Fluch begonnen,
Vollendete der Tod;
Der arme Junker wußte
Nicht Rath in seiner Noth.

Er gab dem Todtengräber
Sein Kind sammt seinem Gold,
Und sprach: „Da nimm mein Alles!
„Mir zahlt der König Sold.“

Und mit den schwarzen Reitern
Da ritt er in die Schlacht
Und von den schwarzen Reitern
Da ward er heimgebracht.

Und ward zu Grab getragen
Wohl schon am nächsten Tag,
Dicht neben jenem Grabe,
Worin sein Bräutchen lag. —

Des Todtengräbers Klärchen
Scheut sich vor Gräbern nicht;
Sie sind ihm nichts als Beete,
Worauf es Blumen bricht.

Es eilt zu einem Grabe,
Bricht weiße Rosen ab:
Es kennt ja nur die Rosen,
Kennt nicht der Mutter Grab.

Es eilt zu einem Grabe,
Bricht rothe Rosen ab:
Es kennt ja nur die Rosen,
Kennt nicht des Vaters Grab.

Und zwischen beiden Gräbern
Da sitzt es oft allein,
Und flicht sich lächelnd Kränze
Bei'm blassen Abendschein.

So spinnt durch stumme Rosen
In Kindeshänden dort
Der Ältern Einverständniß
Noch über's Grab sich fort.

Blumeneid.

Wo eine Blume wächst, dort ist ihr Boden,
Wär's nicht ihr Boden, wüchse sie nicht dort;
Sei's eine unerforschte Felsenritze,
Sei's eine unerstiegne Alpenspitze,
Es ist und bleibt ihr lieber Heimatort,
Und wann sie blüh'n soll, blüht sie dort vom Herzen,
Und soll sie welken, welkt sie ohne Schmerzen.

Da setzt der Mensch sie oft in fremden Boden,
Und lehrt sie blüh'n und welken, wann's ihn freut,
Lehrt sie zu bunten Zwittern sich verflachen,
Lehrt sie im Winter Frühlingsmienen machen,
Lehrt sie verläugnen ihre Schüchternheit,
Und fühlt sich um so lüsterner vergnüget,
Je künstlicher sie sich und ihn belüget.

Seh' ich im Frei'n auf liebem Mutterboden
Vor'm Treibhaus so die Wiesenblumen steh'n,
So scheinen sie mir stets, halb mit Bedauern,
Halb mit Verachtung, inner diesen Mauern
Die Schar abtrünn'ger Schwestern anzuseh'n,
Und ihnen zuzuweh'n voll bittren Leides:
„Ihr habt vergessen eures Blumeneides!“ —

„„Treu bleiben wollen wir dem Heimatboden,
„„Wir wollen blüh'n auf ihm, — wo nicht, vergeh'n!
„„Ein Sturm kann uns verstreu'n, ein Hagel knicken,
„„Ein Fuß zertreten, eine Hand uns pflücken,
„„Schmerzvolle Lieb' uns auf die Gräber sä'n,
„„Ein Bräutchen uns in seine Locken flechten, —
„„Wir wollen sterben — und mit Niemand rechten!

„„Was Blum' ist, kann getrennt vom Heimatboden
„„Wohl welken, aber sich verläugnen nicht.
„„Wir wollen frei vergnügen und verschönen,
„„Doch nicht um Augendienst in Kerkern fröhnen,
„„Bei Ofensonnen und bei Scheibenlicht!"" —
„Abtrünnige, heraus aus euren Grüften!
„Wie stirbt sich's süß in Gottes freien Lüften!"

VII.

Der alte Schiffer.

Ein alter Schiffer lebt' am Ostseestrand,
Den schon der Morgen stets am Meere fand;
In stiller Sehnsucht blickt' er da hinaus,
Als wär' sein Herz nur auf der See zu Haus.

Sein Herz war dort, wo ach! sein Schatz, — ein Sohn,
Der längst ihm schlief im grünen Meere schon;
Vor seinen Augen hob in's nasse Grab
Ihn eine Wog' einst aus dem Kahn hinab.

Schon flochten drunten sein gebleicht Gebein
Meerlilien mit zähen Fasern ein;
Doch in des Vaters gramzerrissner Brust
Umwob noch keine Hülle den Verlust.

Mit einer Trommel eilt er hin zur See,
Und löst den Kahn und steuert auf die Höh',
Und schlägt, daß weithin tönt die Morgenluft,
In stillem Wahnsinn auf das Fell und ruft:

„Mein Sohn, mein Sohn! Und hörst du mich denn nicht
„O komm herauf, bevor das Herz mir bricht!
„Ich setz' in meinem Kahn dich neben mich,
„O komm herauf, nach Hause führ' ich dich!

„Und bist du todt, so grab' ich dir ein Grab
„Auf unsrem Friedhof, lege dich hinab,
„Und pflanze Blumen und Gebüsch umher; —
„Liegst doch wohl besser, als im kalten Meer!"

Er ruft und ruft, bis längst die Sonn' erblich,
Dann kehrt er um und murmelt still für sich:
„Er hat's noch nicht gehört in seinem Haus, —
„Nun, morgen fahr' ich weiter noch hinaus!"

Und eines Morgens fuhr er auf die See, —
Weit — weit hinaus — viel weiter, als noch je;
Gewiß hat endlich ihn sein Sohn gehört,
Weil er am Abend nimmer heimgekehrt.

Glück und Unglück.

Wer, ein Betrachtender, so wandelt
Die Straßen einer Stadt entlang,
Dem mag es selten nur begegnen,
Daß ihm verleidet wird sein Gang.

Die Häuser steh'n in blanken Zeilen,
Als wohnte nur die Lust darin,
Und unverdroßne Menschen treiben
Sich zwischen ihnen munter hin.

Man sieht hinein durch klare Fenster,
Und sieht im Innern keine Noth;
Man tritt hinein zu offnen Thoren,
Und sieht im Hofe keinen Tod.

Man hört nicht Seufzer, hört nicht Hader,
Nicht Hülferuf, nicht Wehgeschrei,
Es ist, als ginge man behaglich
An Wohnungen des Glück's vorbei.

Und dennoch schleicht die böse Seuche,
Das Unglück, durch die Straßen fort,
Vergiftet, quält, entpresset Thränen,
Und übt Verrath und Meuchelmord.

Verliere drum die Fassung Keiner:
Denn einem Acker gleicht die Welt,
Wo mitten in das Korn der Freuden
Gar manches Leidenskörnlein fällt.

Heil uns, wenn noch die Saat des Glückes
So reich hiernieden wächst heran,
Daß hinter ihren grünen Halmen
Das Unglück sich verstecken kann!

VIII.

Das Erbstück.

Einst hatt' ein Ritter von leichtem Blut
Ein herziges Liebchen gar treu und gut,
Er aber hatte für Treue nicht Sinn,
Und stürmte durch's Leben im Taumel dahin.

Was galten ihm Thränen? Er hielt sie für nichts,
Als Perlen zur Zierde des schönen Gesicht's.
Was fragt' er um Seufzer? Ihm waren sie Lust;
Sie schwellten ja lieblich die wogende Brust.

Und Schwüre zu leisten, was rührt' es ihn viel?
Und Schwüre zu brechen, es war ihm ein Spiel.
Wie hold von Gestalt, so vom Herzen verkehrt:
Sein herziges Liebchen, er war es nicht werth. —

Das aber gibt den Verlornen nicht auf,
Sein Theuerstes schlägt es für ihn in den Kauf,
Für ihn nur hat es im Herzen Raum:
Und weibliche Treue sie ist kein Traum.

Es findet nicht Ruh', es findet nicht Trost,
Es welkt wie ein Blümchen im Mainachtfrost,
Und denkt noch erbleichend und todesmatt
Des Bösen, der es verschuldet hat.

Ein silberner Becher gar zierlich und fein
Der sollt' ihm ein heiliges Erbstück seyn,
Den schickt sie vom Todtenlager ihm zu. —
Dann legt sie das Herz, das gebrochne, zur Ruh'.

Was kümmert der Becher den wüsten Mann?
Er nimmt ihn lächelnd, er sieht ihn nicht an,
Er stellt ihn abseit und fragt nicht darnach,
Was etwa die Geberin sterbend sprach. —

Und Jahre vergeh'n, und kein Ritter gedenkt
Des Bechers und deren, die ihn geschenkt,
Nur manchmahl noch taucht aus der Träume Chor
Ihr blasses Bild wie ein Nebel empor.

Von Liebe zu Liebe mit stürmischem Sinn
Wankt taumelnd der Unersättliche hin,
Nichts kann ihn binden, nichts haftet, nichts bleibt,
Wie die Wolke, die neckend der Ostwind treibt.

Doch endlich trifft er auf seiner Bahn
Ein Weib, das hat es ihm angethan;
Ein Weib so flüchtig, so wild, wie er, —
Das schmiedet ihm Ketten, das fesselt ihn schwer.

Was all' die Andern gelitten um ihn,
Nun leidet er's selbst um die Siegerin;
Er wirbt und weint, er schmachtet und buhlt,
Und brüstet sich kindisch mit tändelnder Huld.

Und schmücken darf er endlich sein Haus
Und die Braut heimführen mit Saus und Braus,
Von wüsten Gesellen erfüllt sich der Saal,
Die Becher kreisen beim festlichen Mahl.

Da steht, von den Dienern geholt aus dem Schrank,
Auch der silberne Becher voll köstlichem Trank,
Der silberne Becher, das traurige Pfand, —
Schon führt ihn die Braut an der Lippen Rand.

Doch sieh! was wird sie auf einmahl so blaß,
Was starrt sie hinein in das funkelnde Naß?
Was stößt sie zürnend mit wüthigem Sinn
Den Becher, verschüttend, dem Bräutigam hin?

Er faßt ihn erschrocken, er starrt durch's Naß
Auf den Grund des Bechers, bald roth, bald blaß;
Denn ein Bild ist gemalt auf den silbernen Grund,
Ein bekannter Blick, ein bekannter Mund.

Bekannte Wangen so schön und bleich,
Ein Gesicht voll Vorwurf und Milde zugleich,
Darüber die Tropfen wie Thränen steh'n,
Als wollte sie jetzt noch um Treue fleh'n.

Der Ritter sieht es wie festgebannt,
Das Erbstück birgt er verstört in's Gewand,
Und ob ihn auch krampfhaft die Braut umfaßt,
Fortstürzt er vom Mahl in verzweifelter Hast.

Und nun — o laß uns nicht erröthen! —
Was uns beseligt und beseelt,
Gleicht einem lieblichen Romane,
Dem ach! die letzte Seite fehlt.

IX.

Der blinde Greis an seine Tochter.

„Leg' mir die Händ' auf meine Augen, Kind!
So — wie das kühlt! — sie sind so lieb, so lind,
Und jeden Pulsschlag spür' ich! Heißt das geh'n!
Dagegen meiner — matt zum Stillesteh'n.

„Einmahl, es ist schon völlig nicht mehr wahr, —
Ich hatte da noch Augen hell und klar, —
Da saß ich draußen unter einem Baum,
Und blickte sinnend in den grünen Raum.

„Horch! plötzlich rauscht' es hinter mir, — im Nu
Hielt mir's die Augen mit den Händen zu;
Ich kannte wohl die Hand so lieb und lind,
Und blieb recht gern so lang als möglich blind.

„Das Mädchen war's, das deine Mutter ward,
Damahls, wie du so jung, wie du so zart;
Den ersten Kuß trug mein Errathen mir,
Und bald darauf war ich vereint mit ihr. —

„Wenn du nun manchmahl deine Hände so
Mir auflegst, macht es mich wehmüthig froh;
Mir ist's, als fielen mir die Schuppen ab,
Als säh' ich sie, die längst schon ruht im Grab.

„Ja, malen könnt' ich Zug für Zug sie dann,
Und eine süße Sehnsucht faßt mich an;
Zu sitzen glaub' ich unter jenem Baum,
Hinauszustarren in den grünen Raum;

„Und fühl' ich deine Hände, liebes Kind,
So denk' ich mir, ich stelle mich nur blind,
Und sie verhalte nur die Augen mir,
Und bald darnach würd' ich vereint mit — ihr!“

Traum und Liebe.

Wer so bei Nacht des Schlummers harrend liegt,
Wo Bilder und Gedanken bunt sich treiben,
Nimmt oft sich vor, sich klar bewußt zu bleiben,
Bis der Moment des Schlafes ihn besiegt.

Festhalten möcht' er gern den Augenblick,
Wo Traum und Wachen magisch sich berühren,
Und einmahl klar den Übergang verspüren,
Der einwiegt in der Träume stilles Glück.

Noch schaut er wach in's Ampellicht hinein;
Doch eh' er's denkt, eh' er das Kissen richtet,
Ist er den dunklen Mächten schon verpflichtet,
Anheimgefallen einem andern Seyn. —

Dem Schläfer, der so harret, gleicht, wer liebt
Und wer in Liebe wähnt sein Selbst zu retten;
Er spottet lächelnd noch der Zauberketten,
Der dunklen Macht, die lauernd ihn umgibt.

Beachten will er klar den Augenblick,
Der seine Seele magisch könnt' umstricken. —
„So weit, nicht weiter, soll's der Liebe glücken,
„Eh' sie mich meistert, zieh' ich mich zurück!"

O eitler Vorsatz! Er versieht sich's kaum,
Er wähnt noch, wach, sie standhaft zu bekriegen,
Und schläft schon ein und läßt sich schon besiegen,
Und träumt besiegt schon ihren schwersten Traum.

X.

Der Skorpion.

Am Meeresstrande zwischen Lorbeerbäumen,
Vom blauen Himmel freundlich überstrahlt,
Da saß ein Liebespaar in Wonneträumen
So selig, wie man sel'ge Geister malt.

Die ganze Stufenleiter der Gefühle
Ward auf- und abgestürmt voll Trunkenheit,
Vom schüchternen Verstummen im Gewühle,
Durch Blick' und Küsse, bis zum lauten Eid.

Und Nachtigallen mußten Zeugen werden,
Und Meereswellen mußten Bürgen seyn,
Daß es nicht heißre Liebe gäb' auf Erden,
Nicht festre Treue unter'm Sonnenschein.

Und arm an Worten, arm an all den Zeichen,
Womit der Mensch sich Irdisches vertraut,
Abwechselnd mit Erröthen und Erbleichen
Sank an des Jünglings Brust die holde Braut.

Und wie sie sich gesenkten Haupt's entwindet,
Fällt eine Thrän' aus ihrem Aug' auf's Grün;
Dem Blick der Lieb' entging sie nicht; er findet
Bald ihre Spur und sieht sie flimmernd glüh'n.

„Du Perle, ruft der Jüngling, Demanttropfen,
„Freiwill'ge Bürgschaft, sei du mir ein Pfand,
„Daß so wie jetzt die Herzen treu uns klopfen,
„Sie treu sich bleiben bis in's beßre Land!“ —

Was kann so Großes je die Lieb' ersinnen,
Daß Lieb' es nicht gewährt' als Kleinigkeit? —
Drum schifft der Jüngling einst getrost von hinnen,
Und findet Glück selbst in der Trennung Leid.

Die helle Liebesthrän' im grünen Grase
Sie leuchtet ihm als Leitstern auf der See;
Ob Zephyr kos', ob grauser Nordsturm rase,
Ihm macht kein Zephyr wohl, kein Nord ihm weh.

Er ist in Liebe ganz und gar versunken,
Und nimmt von ihr für Alles Farb' und Licht. —
Ein Jahr entflieht, heimkehrt er hoffnungstrunken,
Mit Hohn belächelnd, was die Kunde spricht.

„Sie ward dir untreu!“ flüstern ihm die Wogen,
Und „untreu!“ blinken ihm die Sterne zu,
Die Lorbeern säuseln ihm: „Sie hat gelogen!“
Die Weste weh'n es, — doch er bleibt in Ruh'.

Er sieht sie selbst an fremdem Arme wallen,
Sieht sie erröthen, ihrer Schuld bewußt; —
Er glaubt es doch nicht: Sterne können fallen,
Doch nimmer wankt das Herz in treuer Brust.

Zum Strand hin eilt er, zu den Lorbeerbäumen,
Auf die der Himmel düster niederschaut;
Zur Rasenbank, wo einst in Wonneträumen
Ihm treue Lieb' ihr süßes Pfand gethaut.

Der Lorbeerhain erbraust, die Wogen schallen,
Die Mewen kreisen wild mit heisrem Ton,
Und wo des Mädchens Thräne hingefallen,
Liegt jetzt im Gras — ein ekler Skorpion.

Die letzte Schwalbe.

Oft meint' ich, die letzte Schwalbe sei's,
Die da verspätet geblieben;
Bald würde sie durch Schnee und Eis
Empfindlicher weggetrieben.

Und dennoch war es die letzte nicht,
Am andern Morgen da klang es,
Und grüßte das laue Sonnenlicht,
Vielstimmigen, muntren Gesanges.

Und manche Schwalbe flog noch zu,
Und mancher Tag war noch heiter,
Und spät erst scheuchte die Winterruh'
Das mailiche Völkchen weiter. —

Oft meint' ich, es sei das letzte Lied,
Was meinen Lippen entquollen,
Und dachte, daß, weil der Frühling schied,
Die Lieder verstummen sollen.



Doch kaum daß Eines erklungen war,
Da kamen gar manche wieder. —
Es ist noch gute Zeit im Jahr:
So klingt denn, so klingt denn, ihr Lieder!

Anhang.



I.

Die erste Auflage der „Vifolien“ (Wien, bei J. P. Sollinger 1836) war Sr. kais. Hoheit, dem Erzherzoge Johann von Österreich, mit folgendem Gedichte gewidmet:

Wenn Du der Alpen steile Schwindelwand
Mit sichrem Fuß und voller Brust besteigest,
Und von der Höh' auf's biedre, schöne Land
Dein mildes, huldverklärtes Auge neigest;
Wenn Du, durch das erhaben, was Du bist,
Durch das erhaben, was Du fühlst, dort stehest,
Und ein bescheidnes Blümchen wo erspähest,
Das sich in seiner Schüchternheit vergißt,
Den kleinen Kelch zu Dir emporzuheben: —
Wirst Du's zertreten, oder — ihm vergeben?

Nein — Du zertrittst es nicht, — Du hebst es auf,
Beglückst es durch's Gefühl, daß es Dir blühte,
Und sich in seinem kurzen Lenzeslauf
Vergebens nicht um Deine Gunst bemühte!
Ein stilles Blümchen auf der Alpenwand
Verschmähst Du nicht, — so woll' auch diese Blüten
Durch Deines Auges milden Strahl behüten:
Sind sie doch auch entkeimt dem Alpenland.
Und was wie Thau benetzt ihr Blattgetriebe,
Denk', es sind Thränen frommer Heimatliebe!

(Cilli in Untersteier, im Lenzmond 1836.)

II.

Zu dem Gedichte: Die Bestellung (zweite Lese X. S. 109).

Als sich im Jänner des Jahres 1840 auf unbekannte Veranlassung das Gerücht von dem plötzlichen Hinscheiden des Verfassers (am 21. d. M.) verbreitete, beeilten sich fast alle Redakzionen der ausländischen Blätter sowohl die Todesanzeige, als auch den bald darauf erfolgten Widerruf mit herzlichen, tiefgefühlten Worten der ehrendsten Anerkennung zu begleiten. Sogar die Muse feierte nicht, und, außer den theilnahmvollen Zeilen eines R. Heller, Th. Hell, A. Lewald, W. Menzel u. a., erschienen auch einige gemüthliche Gelegenheitsgedichte von J. von Großmann, W. Kilzer, H. von Schulheim, Sidony u. m. a. — Als Pendant zu dem oben genannten Gedichte: „Die Bestellung“ und zugleich als Erinnerung an diese seltsame Episode aus dem Leben des Verfassers der Bifolien dürfte folgender (in Nr. 42 der Dresdener Abendzeitung für 1840 abgedruckter) Nachruf hier an seinem Platze stehen.

An Johann Gabriel Seidl.

„Mir war, als kläng' es von ferne
„Durch's Zimmer schaurig und trüb:
„„Wir sitzen so fröhlich beisammen,
„„Und haben einander so lieb!““ —

So las ich in deinen Gedichten
Am Abend, ich war allein,
Und dachte an dich, den Entfernten,
Der Mond nur gab kärglichen Schein.

Da ward mir die bittere Kunde:
„Der Sänger ist leider nicht mehr!“
Und weinend schwebten die Geister
Von deinen Liedern umher.

Ich sah die holden Gestalten,
Ich fühlte ihr grüßendes Weh'n,
Und zu mir klang es: „Wir wollen
„Die Feier des Todten begeh'n!“

Horch, Trauerchöre erschallen!
Wir standen an schweigender Gruft,
Um welche die Geister knieten, —
Gar still und blau war die Luft.

Und eine Lorbeerkrone
Sie hing am Zypressenbaum;
Die Gegend im Abendrothe
Lag da, wie ein lächelnder Traum.

Da fuhr durch die trauernde Seele
Mir wieder ein Hoffnungsstrahl,
Dich sah ich im Lande der Geister,
Befreiet von irdischer Qual.

Du rührtest dort oben die Saiten,
Sie gaben entzückenden Ton,
Dein Geist, im Lichte sich wiegend,
Er jauchzte vor Gottes Thron.

Da blicktest du nieder zur Erde,
Auf unsere Feier sahst du,
Vernahmst die heilige Trauer
Und lächeltest selig dazu.

Sonst warst du auf Erden mir ferne,
Nun schienst du mir näher verwandt,
Und doch warst du gewandert
Weit, weit in ein fremdes Land.

Die Sehnsucht nur läßt uns erkennen
Das Land aus weiter Fern',
Und unsere Liebe, sie wandert
Dort oben von Stern zu Stern.

Da war mir, als klang' es wieder
In's Herz mir schaurig und trüb:
„Wir bleiben doch ewig verbunden
„Und haben einander so lieb!"

Frankfurt a. M. Wilhelm Kilzer.

Da der Verfasser der Bifolien lange, wiewohl fälschlich, vermuthete, die Worte eines Rezensenten: „S., sonst ein klarer Strom des Gesanges, der sich, gegen

seine M ü n d u n g (?) zu, merklich verflacht“ seien, durch ein zufälliges Mißverständniß, statt auf sein literarisches Absterben, auf seinen physischen Tod gedeutet worden und somit der mögliche Anlaß zu jenem Gerüchte gewesen, so ließ er, statt jeder Widerlegung, folgende „B i t t e“ drucken, mit welcher der Verleger zugleich auch die gegenwärtige Sammlung den Freunden desselben am Besten anzuempfehlen glaubt.

B i t t e.

„Ich war ein klarer Strom des Liedes!“
So sprech' ich's einem Freunde nach,
Der meinen kargen Liedertropfen
Ein übergünstig Urtheil sprach.

„Ich bin zu einem Strom geworden,
„Der an der M ü n d u n g sich verflacht!“
So sprech' ich's nach demselben Freunde,
Der, was er sprach, gewiß bedacht.

Ich bin ein Strom, der sich verflachet, —
Gebraust, getobt hab' ich zwar nie,
Bescheiden trieb ich Well' auf Welle,
Wie sie ein stiller Born mir lieh.

Ich spiegelte den klaren Himmel,
Vielleicht auch manchen Stern daran,
Und manchen Blumenstrauch am Ufer,
Und was ein Strom so spiegeln kann.

Und Manche, die vorüberwallten,
Erfreuten sich an meiner Flut,
Und weil ich nie mich übernommen,
So waren mir die Besten gut.

Daß nicht mein stolzer Lauf mit Strömen
Des ersten Ranges kühn gebuhlt,
Daß ich nur stille Fluren netzte,
Bei Gott! — es ist nicht meine Schuld.

Und daß in aufgedrungner Ruhe
Ich mich verflache, fühl' ich tief,
Doch daß ich schon der Mündung nahe,
Weckt ein Gefühl mir, das noch schlief.

Der Mündung nah' — o ja! sie haben
Des Wortes Deutung schnell erfaßt,
Sie nennen mich sogar begraben,
Sie sprechen schon von ew'ger Rast. —

O laßt mich flach noch länger fließen,
Auch flach bin ich doch immer klar,
Und spiegle flach auch noch den Himmel,
Vielleicht auch manchen Stern sogar.

Laßt mich noch flach so lange fließen,
Bis sich in meiner seichten Flut
Mein treues Weib geborgen spiegelt,
Umlaubt von sichrer Zweige Hut.

Bis sich in meiner seichten Welle
Mein Sohn, als seiner Mutter Stab,
Bis meine Tochter drin sich spiegelt,
Geschirmt durch Liebe bis an's Grab.

Bis sich von allen meinen Lieben,
Von allen Herzen, die mir gut,
Sich keines mehr darf trostlos spiegeln
In meiner seichten, flachen Flut.

Dann will ich gern, ja gerne münden
Im Ozean der Ewigkeit,
Und an der Mündung noch mich trösten,
Daß ich doch einst manch Herz erfreut!

Wien, im Mai 1841.

Der Verleger.

Inhalt.

Erste Lese.

Zweite Lese.

Dritte Lese.

Vierte Lese.

Fünfte Lese.

(Gedruckt bei A. Strauß's sel. Witwe.)



